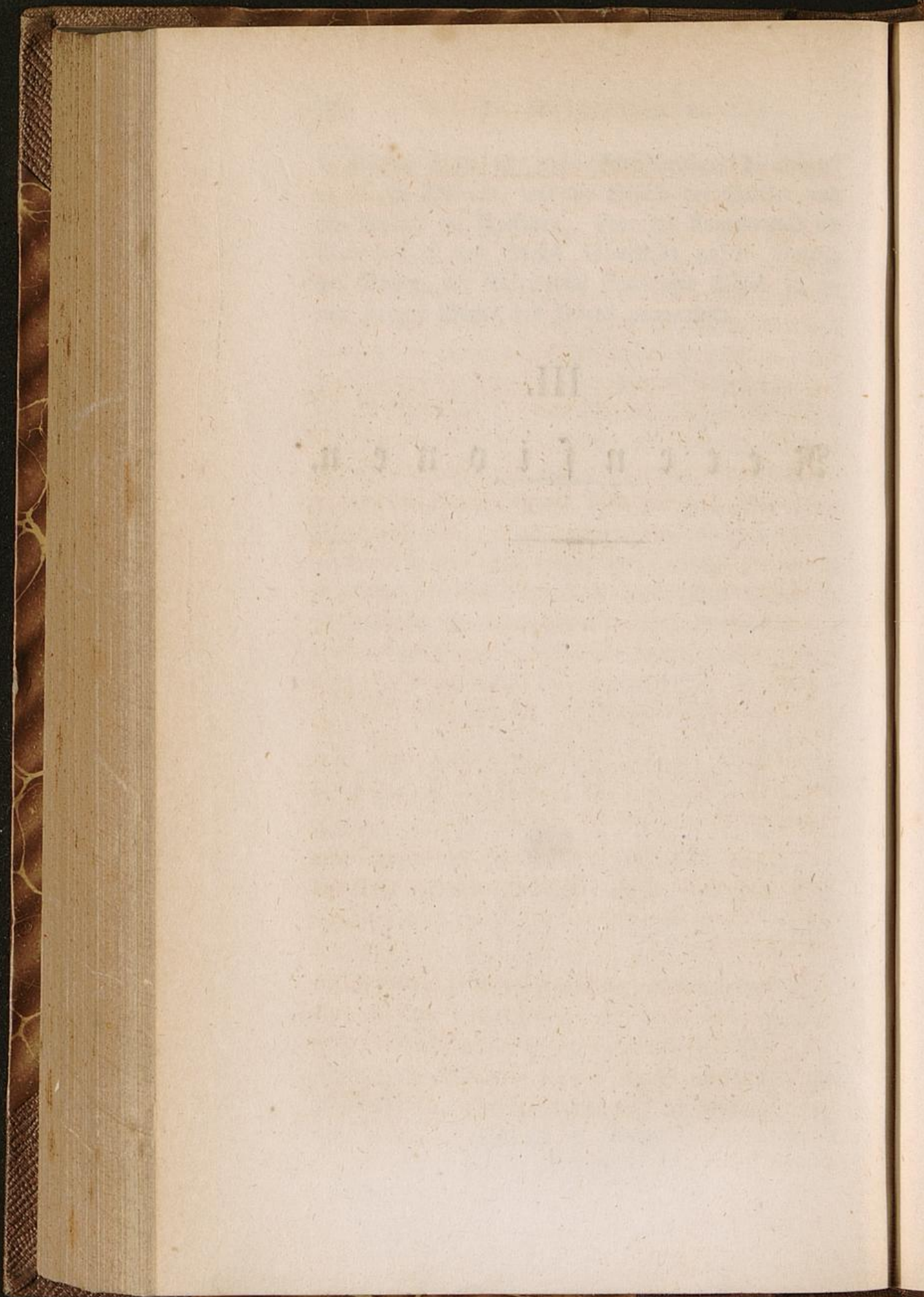


III.

R e c e n s i o n e n.



Geschichte der Religionschwärmereyen in der
 christl. Kirche. Von M. C. F. Dutten-
 hofer, Prediger an der Hauptkirche zu
 Heilbronn. Erster Band (in zwei Abthei-
 lungen.) Mit einem Kupfer. Heilbronn
 1796. *)

„Schwärmer, Schwärmerey, sagt Less-
 sing *), kommt von Schwarm, schwärmen; so wie
 es besonders von den Bienen gebraucht wird. Die
 Begierde, Schwarm zu machen, ist folglich das
 eigentliche Kennzeichen des Schwärmers.“

„Aus was für Absichten der Schwärmer
 gern Schwarm machen möchte, welcher Mittel

*) Nachrichten von gelehrten Sachen, herausgegeben
 von der Akademie nützl. Wissensch. zu Erfurt; (mit
 Unterschrift des Namens jedes Recen-
 senten.) 1797. St. 36. u. 1797.

**) E. Lessings Leben und literarischer Nachlaß, Th. 2.
 S. 157.

er sich dazu bedienet: das gibt die Klassen der Schwärmeren."

„Nur weil diejenigen Schwärmer, welche die Durchsetzung gewisser Religionsbegriffe zur Absicht haben, und eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgeben, (sie mögen Betrüger oder Betrogene, betrogen an sich selbst oder von andern seyn) um zu jener Absicht zu gelangen, die vielleicht wiederum nur das Mittel ist, eine andere Absicht zu erreichen: nur weil diese Schwärmer, sage ich, leider die zahlreichste und gefährlichste Klasse der Schwärmeren ausmachen, hat man diese Schwärmer *κατ' εἶδος* Schwärmer genannt."

So Lessing. Und wer wollte, diesem Begriff nach, eine Geschichte der Religionschwärmeren in der christlichen Kirche nicht gern lesen? Es versteht sich eine Geschichte, in der durchhin Zeiten, Gegenden, Völker, Absichten, Mittel unterschieden, die Schwärmeren selbst nach ihren innern oder äußern Antrieben classificirt, jede Art der Schwärmer in ihr Licht gestellt, und auch bei ihnen Ursachen, Mittel, Zwecke, die Zeiten der Aufgährung und Abgährung ihres Ferments gesondert würden. Bruchstücke einer solchen Geschichte haben wir in Menge; es fehlte also nur die Hand eines Baumeisters, die sie zu vereinigen, und nach einem festen Umriß zusammen zu setzen wüßte.

Strenge sowohl als milde Schonung sind dieser Geschichte wohl unentbehrlich. Schwärmeren ist eine Krankheit, eine ansteckende Krankheit; vielleicht die ansteckendste, der unsre Menschennatur

ausgesetzt bleibt, eben weil der Mensch ein geselliges, theilnehmendes, sympathisirendes Geschöpf ist. Starke Bewegungen in der Seele des andern, in seiner Art Bilder, Phantasieen oder Phantome zu erwecken, sich und andern ein Reich der Glückseligkeit, einen Plan des Lebens zu entwerfen, gehen so bald in andere über; und gerade die gewaltsamsten Bewegungen, wirkliche Krämpfe und Contorsionen am leichtesten, am stärksten. Ein mächtiger Wille gebietet; reizbare Naturen, Sinne, Triebe folgen. Sie folgen oft ungern, und werden wider Willen gezogen; wie der betäubte Vogel ängstlich der Klapperschlange zuschleicht. Diese Verwirrungen menschlicher Gedanken zu entwickeln, diese Tendenzen menschlicher Kräfte und Unhänglichkeiten in ihren Bahnen zu bestimmen, dazu ist die kälteste Vernunft, so wie das theilnehmendste Herz, kurz eine *Semiotik*, nöthig, die viel fordert. Jedes Uebel muß der Arzt an Stelle und Ort, jeden Kranken in seiner Lebensweise nach seinen eigensten Symptomen kennen, und ja nicht über oder gegen ihn declamiren.

Der Verfasser dieser Geschichte bekennet selbst, (Vorrede, S. XXI.) „daß bis zu den ersten Quellen der Kirchenväter und der ältern Kirchengeschichtschreiber zurück zu gehen, ihm weder seine Zeit, noch die Lage seiner jetzigen Umstände gestattet habe, und daß die Quellen oder Hülfsmittel, woraus er bei diesem ersten Bande geschöpft, hauptsächlich die sehr ausführliche und gelehrte Kirchengeschichte von Hrn. Prof. Schröckh, Mosheims, Spittlers,

Henkes Kirchengeschichten, und dann noch Zimmermanns Buch über die Einsamkeit gewesen. Tiefer zu schöpfen habe ihm seine Zeit nicht verstattet.“ — Eigentlich also hat er gar nicht geschöpft: denn Hülfsmittel sind keine Quellen. Die angeführten Bücher sind in Jedermanns Händen, und ihre Verfasser werden sich von dieser Art Zusammenstellung, da alle sogenannten Religionschwärmeren aus dem Zusammenhange anderer Begebenheiten, in welche sie solche stellten, genommen sind, ziemlich lossagen. Zimmermanns Buch von der Einsamkeit bliebe etwa allein unserm Verfasser zu Seite: denn auch in ihm sind die angeführten Begebenheiten gänzlich ihrem Boden entpflückt und effleuriret. Geschichte ist also dieses Buch nicht; sondern ein Auszug aus den neuesten, spätesten Compendien. Studium der Quellen, Entwicklung jeder Schwärmeren im Zusammenhange ihrer Umstände fehlt ihm. Daß der Autor seine Excerpten chronologisch gibt, hilft diesem Mangel nicht ab, da der innere Faden einer philosophischen Entwicklung dem Buch mangelt, das nur ein ausgerissenes Aggregat ist.

Zweitens. Offenbar hat der Verfasser den Begriff der Religionschwärmeren in der christlichen Kirche zu weit genommen, indem er auch die feinste Staatslist, die kältesten Entwürfe der Hierarchie darunter begreift; gegenseitig wiederum was nach Zeit und Ort, vielleicht reiner Enthusiasmus war, oder mit ihm enge zusammenhing, zur Schwärmeren rechnet. Ehrenhalben mußten Christus und die Apostel abgesondert werden; sonst ist hier

in der christlichen Kirche beinahe die christliche Kirche selbst bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts (so weit geht dieser erste Band) fanatisch. Wie nun? wenn ein Spötter die zwei nicht gewagte Schritte auch zurückträte, und nach einem so wankenden Begriff von Schwärmeren fragte: „war Der, waren Die, die Volk an sich zogen, die darauf hinausgingen, eine Kirche zu gründen, die sich für inspirirt hielten und gehalten wissen wollten, die darüber Ungemach, Verfolgung, Schmach und Tod ertrugen, nicht auch Schwärmer?“ Bekanntermaßen haben viele, nicht nur Spötter, sondern auch Redliche, so gefragt, und sich durch glänzende Declamationen nicht beruhigt gefunden. Sie suchten ein ächtes Criterium, wo Enthusiasmus aufhöre und Schwärmeren anfangen? Schwerlich werden sie es in diesem Buch finden. „Wollte man, sagt der Verf., die Einwendung machen, eine solche Schwärmergeschichte könne doch in der Hauptsache nichts anders werden, als eine chronique scandaleuse, oder Lasterchronik des Christenthums; so frage ich, was ist denn aber unsere ganze Kirchengeschichte anders, als eine Geschichte der Verirrungen des menschlichen Verstandes?“ — Ich halte sie nicht dafür, und bin überzeugt, daß mehrere, die sie studirt haben, sie für etwas besseres halten. Sobald bei Darstellungen die scharfe Linie des Umrisses fehlet, hört alle Kunst, also auch die Kunst der Geschichte auf.

Drittens. Beredsamkeit und ein leichter Spott sind an ihrem Ort schöne Gaben; sollten sie aber

in einer Geschichte der Religionschwärmeren ganz an ihrem Ort seyn? Schwärmeren ist Krankheit; Religionschwärmeren, wo sie nicht absichtlicher Betrug war, ist die mitleidenswürdigste Krankheit; sollte gegen sie das Salz des Spottes die beste Arznei seyn? „Ich will hoffen, sagt unser Verfasser, daß, wenn sich etwa beim Anblick allzu auffallender Narheiten mein Mund unwillkürlich in ein satyrisches Lächeln verzieht, und in seinen Ausdrücken die der Geschichte so wohlanständige Würde vergift, meine Leser in der Erinnerung an das Dichterwort: *difficile est, satyram non scribere*, mir verzeihen, und den Spott nicht auf die Rechnung eines gegen die Wahrheit übelgesinnten Herzens an meiner Seite schreiben werden.“ — Ich glaube, daß dieß kein billiger Leser thun werde; er wird's aber auf etwas anderes mit Recht schreiben. — Denn da alle die Schwärmeren und Sitten, die der Verf. in diesem Bande darstellt, längst erloschen sind, und in dieser Gestalt zu unsrer Zeit nicht leicht Eingang finden werden, wozu der Spott über alte Todtengebeine? — Zwar meynt unser Autor, daß seine Darstellung recht für unsre Zeit gehöre, „da in ihr der an seine hergebrachten, mit einem heiligen Dunkel umgebenen Geheimnisse, Dogmen und Kirchengebräuche gebundene Geist des Fanatismus seine lang usurpirte Oberherrschaft über den Verstand so vieler Völker und Menschen von Zeit zu Zeit mit neuen, wenn gleich wenig haltbaren und oft genug widerlegten Gründen unterstützt; da in ihr Schwärmeren, Bigotterie und Intoleranz, durch unsre Zeitumstände begün-

stigt, sich auf's neue zu erheben, und mit dem Interesse der Großen und Mächtigen auf Erden in einen noch engeren Bund zu treten scheinen, indem sie vorgeben, die vom alten Wust scholastischer Spitzfindigkeiten gereinigte Vernunftreligion führe geraden Wegs zum gänzlichen, alle Thronen und Herrschaften zu Boden stürzenden Atheismus hin, und alles, was in unsern Tagen nur Böses geschehe, sey nichts anders, als das Werk der sogenannten neuen Aufklärung" u. f. — Gesezt, daß dem Allem so wäre: sollte eine Spottgeschichte christlicher Schwärmeren dagegen das geeignetste, das kräftigste Mittel seyn? Wird die bigotte Intoleranz, wenn sie sich mit dem Interesse der Großen und Mächtigen vereinigt, sich durch Spott bessern lassen und ihren Bundesplan aufgeben?

Mit viel mehrerem Rechte, wie mich dünkt, sagt in der vorangezogenen Schrift Lessing: „Gegen die Schwärmeren im weitesten Verstande, was thut der Philosoph? — Der Philosoph! Denn um den Lucianischen Geist bekümmere ich mich hier nicht. Wie dessen Bemühungen gegen den Enthusiasmus nicht weither seyn können, weil er selbst Enthusiast ist: so können auch seine Bemühungen gegen die Schwärmeren von keinem wahren Nutzen seyn, weil er selbst Schwärmer ist. Denn auch Er will Schwarm machen. Er will die Lacher auf seiner Seite haben. Ein Schwarm von Lachern! Der lächerlichste, verächtlichste Schwarm von allen! — Die Frage ist also: was der Philosoph gegen die Schwärmeren thut?

„Weil der Philosoph nie die Absicht hat, selbst Schwarm zu machen, sich auch nicht leicht an einen Schwarm anhängt; dabei wohl einsieht, daß Schwärmeren nur durch Schwärmeren Einhalt zu thun ist: so thut der Philosoph gegen die Schwärmeren — gar nichts. Es wäre denn, daß man ihm das für Bemühungen gegen die Schwärmeren anrechnen wollte, daß wenn sie spekulativen Enthusiasmus zum Grunde hat, oder doch zum Grunde zu haben vorgibt, Er die Begriffe, worauf es dabei ankommt, aufzuklären und so deutlich als möglich zu machen bemüht ist. Freilich sind schon dadurch so manche Schwärmeren zerstoßen. Der Enthusiast und Schwärmer sind daher auch gegen ihn sehr erbittert. Sie möchten rasend werden, wenn sie sehen, daß am Ende doch alles nach dem Kopf der Philosophen geht und nicht nach ihrem.“ — Eine Geschichte der Kirchenschwärmeren, wie jeder andern Schwärmeren, kann und sollte nichts anders, als eine dergleichen aufhellende, philosophisch-ruhige Geschichte seyn. Alles, was geschah, hatte seinen Grund; auch jede Verirrung des menschlichen Verstandes, jede falsche Anhänglichkeit des menschlichen Herzens. Naturbegebenheiten erklärt man; vor gefährlichen Naturbegebenheiten sucht man sich und andre zu sichern; tadelnder Spott bewirkt keins von beiden. —

Wahrscheinlich werden noch zwei Bände dieses Werks folgen. Wenn der Verf. auf seinem Wege so fortgeht: so gewinnt die Geschichte nichts; der erörternde menschliche Verstand auch wenig. Leichte

Leser bekommen eine überflächliche Lectür; es ist aber nicht zu wünschen, daß unter uns dergleichen Bücher sehr vermehrt würden. In Frankreich wurden während der Revolution Schriften solcher Art, *histoire du Monachisme, de la Sorbonne, le coup fatal du Christianisme* u. f. ausgeworfen. Sie sollten ihre Wirkung thun, und haben sie zum Theil nicht verfehlet. In Deutschland haben wir uns vor Religionschwärmereyen in der christlichen Kirche schwerlich zu fürchten; und was gegen Mönchsorden, Hierarchen, Scholastiker, Enthusiasten und Religionschwärmer gesagt werden kann, ist von Protestanten und andern oft, auch mit Zusammenhang und Würde gesagt worden. Auf weit andre Dinge geht jetzt der Fanatismus. —

H e r d e r.

Zweiter Band. Ebendas. 1797.

Nur eine Anzeige dieses Bandes, daß er erschienen sey; keine Recension desselben, aus folgendem Grunde.

Der Verf. hat in einem Schreiben an die Herausgeber dieser Nachrichten sich erklärt, daß ihm in der Recension des ersten Bandes Punkt für Punkt Unrecht geschehen sey. Denn

1) „Ob er gleich die Materialien oder den Grundstoff seiner Geschichte, aus den in seiner Vor-

rede (S. XXI.) angezeigten Schriften hergenommen, (welches er noch einmal gern eingestehet. Denn wo soll doch, schreibt er, ein Geschichtschreiber seine Materialien anders hernehmen, als entweder aus ältern oder aus neuern Geschichtschreibern? Er konnte freilich nicht zu den ersten Quellen hinaufgehen, wie er es auch an dem angeführten Orte selbst bekannt habe, und daß hieraus für sein Buch einiger Mangel an mehr umfassender und tieferer Beurtheilung entstehen mußte, das fühlt er selbst wohl. Aber da des Herrn Professor Schröckh's sehr ausführliche Kirchengeschichte, immer sein Hauptbuch gewesen, dem er gefolgt sey, und mit dem er alles, was Zimmermann oft mit zu grellen und falschen Farben aufgetragen hat, genau und sorgfältig verglichen habe; und da Hr. Prof. Schröckh gewiß nicht eines Mangels an Studium der Quellen beschuldigt werden könne, da er vielmehr sehr oft die eigentlichen Worte seiner Quelle, woraus Er schöpfte, | : denn auf das Schöpfen wolle der Verf. hiermit Verzicht thun, wenn aus einer so gründlich und kritisch bearbeiteten Kirchengeschichte seine Materialien herzunehmen nicht geschöpft heißen solle, | sehr umständlich anführt:) so glaube er doch, und er denke auch mit Recht, einem solchen Geschichtschreiber sicher und ohne sich nach früheren Quellen umzusehen, folgen zu können. Und da er den aus der Schröckh'schen Kirchengeschichte hergenommenen Geschichts-Stoff immer so bearbeitet, daß er die in der christlichen Kirche entstandenen Schwärmerereien aus den Zeit- und Orts-umständen, aus der zu jeder Zeit herrschen-

den Philosophie oder aus den besondern, von Zeit zu Zeit in Umlauf gebrachten, und mit der christlichen Religion amalgamirten Meinungen entwickelt, und sie also sowohl in ihren ersten Keimen als auch in ihrem weitem Wachsthum und Fortgang aus den Ursachen, die Er in Zeit, Ort und Charakteren der Hauptpersonen gefunden, hergeleitet: so sey sein Buch kein Aggregat von Excerpten, denen es am innern Faden einer philosophischen Entwicklung mangle."

2) „Den Begriff der Religionschwärmeren habe er nicht zu weit genommen: denn warum führe der Rec. seine, des Verf. Erklärung, die Er von der Religionschwärmeren gleich im Anfange seiner Vorrede gegeben, nicht an? statt einer bloßen Worterklärung, die Rec. aus Lessing anführe. In was für eine Verbindung die Hierarchie mit der Religionschwärmeren gekommen, das werde wohl im zweiten Bande vorkommen, aber hier im ersten noch nicht. — Er habe die Gründe, um deren willen Jesus und seine Apostel für keine Schwärmer gehalten werden können, sondern als weise, vernünftige, ruhig denkende und mit kaltem Blut argumentirende Männer geschätzt werden müssen, in den drei ersten Paragraphen seiner ersten Abtheilung im ersten Bande so deutlich, so bestimmt, so überzeugend und unumstößlich dargelegt, daß niemand an der Wahrheit seiner Ueberzeugung zweifeln könne. Das Criterium, wo Enthusiasmus aufhöre und Schwärmeren anfangen, sey in seiner Vorrede zum ersten

Bände S. VIII. und IX. so bestimmt und deutlich dahin angegeben, „daß der (in einem guten Sinn) begeisterte Enthusiast die Zügel der alle seine niedrigeren Empfindungen lenkenden Vernunft nie aus der Hand lasse, daß er seine exaltirte Einbildungskraft nie in eine so wilde regellose Verrückung gerathen lasse, daß sie die Leitung und Oberherrschaft des Verstandes von sich werfen könnte. Also freyer Gebrauch des Verstandes, stäte Anwendung der Vernunft, der Ueberlegungskraft, das sey das Criterium des Enthusiasmus. Hingegen Richtung nach ungefahren dunkeln Gefühlen und Einbildungen mit Verachtung aller ruhigen Vernunft und Ueberlegung, das sey das Criterium des Phantasten und Schwärmers.“

3) In Ansehung des, vom Verf. seiner Geschichte eingestreueten, Spottes beschwert sich derselbe, daß man ihm nicht so viel gesunden Verstand und Anspruchlosigkeit zutraue, daß er sich nicht anmaßen wolle, alle Schwärmer durch seine Geschichte von Grund aus zu heilen, sondern daß er nur diejenigen dafür bewahren wolle, die etwa noch davon angesteckt werden möchten. Warum man ihm dieß nicht zutraue, da er es doch selbst S. XVII. und XVIII. in seiner Vorrede so deutlich zu verstehen gebe? Den alten Todtengheinen der ägyptischen und syrischen Mönche werde sein Spott doch wohl nichts schaden; ob aber jene Schwärmeren erloschen, zerstoßen seyn, wie man zu glauben scheine, das möge doch wohl eine andere Frage seyn. Freilich möchten jene Schwärmergestalten, wie die vom heil. Antonius u. s. f.,

in den nächsten hundert Jahren, wenigstens bei uns Deutschen nicht wieder zum Vorschein kommen können oder Beifall finden; aber könne es denn wohl unbekannt seyn, wie viele Swedenborgianer, Apokalyptiker, Mystiker, Lammsbrüder, Geisterseher, Chiliasten, Betrüger, die sich für den Messias ausgeben u. s. w., es noch in unsern Zeiten gebe? Oder gesetzt, diese Schwärmerereyen, durch die alles aufklärende Philosophie unsrer Tage seyen gänzlich zerstoben, ob nicht das Andenken davon historisch lebhaft dargestellt, nicht auch noch für die zukünftigen Zeiten heilsam und nützlich bleibe? — In der ersten Abtheilung des ersten Bandes wisse sich der Verf. fast gar keines Spottes zu erinnern; in der zweiten Abtheilung aber, da möge zwar etwas mehr von dem „Lucianischen Geist,“ der durch das Lesen des Zimmermannischen Buchs von der Einsamkeit auf ihn übergeflossen sey, anzutreffen seyn. Uebrigens könne der Verf. Autorität gegen Autorität setzen, da nicht nur zweien andre Recensenten ihm ihren Beifall nicht ganz versagt, sondern auch von ** seine Geschichte zweimal S. 417. not. d. und S. 466. not. d. angeführt worden.“

— — Ohe jam satis!

Unbefangen, mit Auslassung alles Ungehörigen, werden die Worte des Verf. angeführt; ohne alle Gegenrede: denn die Auseinandersetzung jedes quid pro quo würde ein Buch erfordern. Bei einer Bücheranzeige, deren Verfasser sich nennen, sagt jeder nur seine Meinung; er will nicht im Namen des ungesehenen Areopagus oder Mino-

taurus, den man das Publikum nennet, sprechen und richten. Weiß also der Autor, wissen andre es besser; desto besser! Jeder sage sein Wort an seiner Stelle: denn eine Zeitung kann doch nie ein gelehrter Gerichtshof werden. Wenn ich, der Recensent, jetzt auf's neue meine Meynung unterstützte, und von den Herausgebern der Zeitung dem Verf., der mit dieser Meynung noch nicht zufrieden wäre, die zweite Replik abgeschnitten würde, wie denn? Also behalte der Verf. von seinem Buch seine Meynung. Mir scheint, daß in dieser Rechtfertigung selbst seine eignen Worte im Wesentlichen gnügsam entscheiden.

Blos was den Menschen angeht, ein Mißverständnis entferne ich sehr gern. Ich war und bin nemlich weit entfernt, „an der innigsten Ueberzeugung“ des Verf. von der schwärmereylosen Vernunftmäßigkeit der Stifter des Christenthums zu zweifeln. Das Wort „Ehrenhalber,“ das dem Zusammenhange nach, sehr unschuldig, zu diesem Mißverstände Anlaß gegeben hat, ändere ich sehr willig in ein volles: „Allerdings hat der Verf. u. f. wie die drei ersten Paragraphen seiner ersten Abtheilung im ersten Bande zeigen.“

Vom zweiten Bande also kein Wort. Denn da der Verf. es dem Recensenten übel deutet, „daß er über den ersten Band geurtheilt, gerade als ob er schon das Ganze vor Augen gehabt hätte,“ so würde er wahrscheinlich dasselbe auch von der Recension des zweiten Bandes sagen. Ein Schriftsteller,

der eine nach seiner eignen Angabe und nach dem Richtmaaß eines unpartheyischen Dritten, der hier Lessing war, bescheiden vorgetragene Meynung als eine Beleidigung ansieht, mag über und von sich selbst meynen.

H e r d e r.

2.

Hume's und Rousseau's Abhandlungen über den Urvertrag. Nebst einem Versuch über Leibeigenschaft, den liefländischen Erbherren gewidmet, von G. Merkel, 1r u. 2r Thl. Leipzig 1797 mit fortgehenden Seitenzahlen, 8. *)

Der Verf. dieser Uebersetzung ist durch seine patriotische Schrift: „Die Letten, vorzüglich in Liefland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Völker- und Menschenkunde,“ auf's

*) Erfurter gel. Nachrichten, 1797. St. 55.

rühmlichste bekannt. Er hat das Elend der hiesigen Nation in der Leibeigenschaft so herzergreifend geschildert, das — er nicht etwa nur in Deutschland Beifall und Lob erhalten, (eine sehr unbefriedigende Belohnung,) sondern daß seine Schrift da, wo sie wirken sollte, schon Gutes gewirkt hat. Mehrere der wahren Edeln, sagt man, sollen gemeinschaftlich Beschlüsse genommen haben, denen die durchgreifendsten Folgen zu wünschen sind, zur Ehre der Provinz, und zur Emporhebung der unterdrückten Menschheit.

Im Busen unsers Verf. glüht ein Funke, der ihn sein Werk fortzusetzen aufregt. Von Hume ist hier sein Essay of the original Contract aus den Essays and Treatises on several subjects (Vol. I. Essay 25.) von Rousseau der berühmte Contract social übersetzt, der in den letzten Jahren so große Wirkungen hervorbrachte. Der Anmerkungen des Uebersetzers sind wenige, und sie sind sehr bescheiden. Wenn er in der Vorrede sagt: „wie Hume zu mancher Behauptung kam, die von seiner Feder überraschen muß, weiß ich nicht. Er war einst Rousseau's Freund, zerfiel aber bald mit ihm: zur Ehre der Philosophie müssen wir annehmen, daß dieser Umstand nichts erklärt:“ so kann wohl, auch der Zeit nach, dieser Umstand nichts erklären. Hume's Essay's erschienen 1753. Rousseau's Contract social 1763. Die Geschichte ihrer Freundschaft und Feindschaft ist von späterem Datum. Hume dachte durch sich selbst, wie er dachte.

„Ich strebte, sagt der Verf., nach etwas mehr, als nach Uebersetzer-Ehre.“ Dieß beweiset denn
auch

auch sein Nachtrag über Leibeigenheit, (S. 461 — 572.) zu dem die Abhandlungen beider Philosophen kräftig bereiten. Hinter ihnen und nach ihren Grundsätzen dieß Gemälde von der Leibeigenschaft, welch ein Gemälde! Der Verf. zeigt die Wirkung, die diese schreckliche Mißform der menschlichen Gesellschaft auf die Unterworfenen, so wie auf ihre Beherrscher und auf den Staat hat; er schreibt gelassen, mit gefaßter Wärme und inniger Bedeutung. Gegen seine Grundsätze kann durchaus nichts gesagt werden. Möge man Thatsachen entschuldigen, wie man gewöhnlich thut; so lange die Einrichtung, d. i. die Unverfassung selbst besteht, ist ein ewiges Feld zu dergleichen und zu ärgern Thatsachen gegeben. — „Daß ich doch, sagt er, hinrufen könnte bis an die Ufer der Newa!“ — Daß die vereinte Stimme aller Guten, aller Edlen das Ohr jenes weisen Fürsten zu erreichen vermöchte, der im Stillen zur Gerechtigkeit reiste, und dessen erste Thaten eine so glorreiche Laufbahn versprechen. Ihr, die ihr wie Boten des Heils um seinen Thron steht; Ihr, zu denen Unzählbare mit sehnsuchtsvollen Blicken hinauffehn; wer von Euch ist erhabenen Geistes genug, seine Wahl dadurch zu rechtfertigen, daß er Ihm sage: „Jetzt, da die Menschheit überall sich fühlt, überall mit Unwillen und Ingrimm ihre Ketten schüttelt, jetzt, mächtiger Beherrscher von hundert verschiedenen Nationen, guter, weiser Fürst! jetzt ist es Zeit, die schimpflichen und unnützen Schranken nieder zu werfen, die Dich von dem nützlichsten Theil Deiner Unterthanen trennen, sie alle wie Kinder zu Dir zu versammeln, sie alle wie Kin-“

Herders Werke z. Phil. u. Gesch. XIII. Cc Nachlese.

der Dich lieben zu lehren. — Paul! Du verheißest mehr als Größe; Du verheißest Güte und allgemeine Gerechtigkeit. Mit einer einzigen That kannst Du alles verdunkeln, was alle Deine Vorgänger vermochten. Schaffe sie fort, die Leibeigenheit, dieses Brandmal barbarischer Vorzeit. Es steht da im aufgeklärten Zeitalter wie ein Krebsgeschwür in einem schönen Gesicht, wie ein Scheiterhaufen der Inquisition in einem blühenden Gefilde. Uebe Gerechtigkeit, und rette die Ehre Deines Reichs, Deines Jahrhunderts! Du kannst es: werde uns Vater!“ —

Finde diese Apologie eines Jahrhunderte lang gekränkten und erniedrigten Menschenstamms bei edeln Menschen ein günstiges Gehör, und eine wohlwollende Berathung. Einen Kranz um seine Stirn wird unser junge Thrasylus nicht erwarten; einst aber, wenn nach erfüllten Hoffnungen er in sein Vaterland zurückkehret, mögen ihm beide Nationen Lieflands, auch für das, was er so stark gewünscht, und in Regung gebracht hat, durch eine gewonnene neue Existenz danken.

3.

B. Geßner. Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts, von dem Verf. (des Buchs) Lienhard und Gertrud. Zürich 1797. *)

Lienhard und Gertrud ist als eins der besten Volksbücher in der deutschen Sprache anerkannt, und an innerer Kraft ist's vielleicht das Erste. Voll warmen Mitgefühls für alle Klassen unsres Geschlechts griff der Verfasser gerade in den Knoten, aus welchem alles Elend, alle Verdorbenheiten der verschiedenen Stände hervorgehen, und in welchem sie sich, zusammengewebt, wechselseitig einander unterstützen und festhalten. Nach Ansicht der Dinge im Gange seines Lebens konnte er diesen Knoten nicht anders als provinciell knüpfen und auflösen; jeder Leser, jede Leserin aber von Geist und Herz sagte: „hätten wir in unserer Provinz auch einen Lienhard und Gertrud! eben so wahr, eben so provinciell geschildert!“ und nahm sich aus

*) Erfurter gel. Nachrichten, 1797. St. 60.

demselben mit Schmerz und Freude, was für ihn, was für sie diene.

Die gegenwärtige Schrift ist auch eine Geschichte, die Geschichte eines großen Kampfs und Zwiespalts; nicht aber in einzelnen Auftritten, zwischen wenigen Personen, sondern in sämmtlichen Zuständen unsres Geschlechts, und bei jedem Menschen in der Folge seiner Verhältnisse und Lagen. Der Knoten liegt in unserem Herzen, im reichen Keim unsrer Kräfte und Anlagen, deren Schlaf und Wachen, deren verschiedener Gebrauch und Mißbrauch im fortgeleiteten Bande der Gesellschaft allenthalben neue Knoten schlägt, neue Keime des Guten und Bösen fördert. Kurz, die Widersprüche in der menschlichen Natur und Gesellschaft nimmt der Verf. scharf und bestimmt nach allen Wechselfarben in's Auge, indem er sich fragt: „Was bin ich? und was ist das Menschengeschlecht? Was hab' ich gethan? und was thut das Menschengeschlecht? Ich will wissen, was der Gang meines Lebens, wie es war, aus mir gemacht hat. Ich will wissen, was der Gang des Lebens, wie er ist, aus dem Menschengeschlechte macht. Ich will wissen, auf was für Fundamenten mein Thun und Lassen ruhe; von welchen Gesichtspunkten meine wesentlichsten Meynungen eigentlich ausgehen, und unter den Umständen, unter denen ich lebe, ausgehen müssen. Ich will wissen, auf was für Fundamenten das Thun und Lassen meines Geschlechts ruht, von welchen Gesichtspunkten seine wesentlichsten Meynungen eigentlich ausgehen, und unter den Umständen, unter denen

es lebt, ausgehen müssen.“ — Die Untersuchung dieser Fragen macht das ganze Buch zum ernstesten Gespräch mit uns selbst und mit unserm Geschlecht in allen Klassen und Ständen. Wehe dem vertrockneten Herzen, wehe auch dem Thiermenschen, der, wenn er die drückendsten, hier aufgestellten Contraste vor sich sieht, nicht zu sich sagt: „auch ich leide unter diesen Widersprüchen, und trage sie in mir. Ich bin nicht besser, als Jedermann.“ — Wohl aber jedem, der in diesem strengen Dialog zu sich sagen kann: „ich that, was ich konnte, um diesen Widersprüchen zu entkommen, ja sie mir selbst zuerst aufzulösen.“ —

Drei Zustände setzt der Verf. im Menschen und im menschlichen Geschlecht fest, d. i. drei Arten, die Welt anzusehen und auf sie zu wirken. Der erste ist der Zustand des Thiermenschen, dessen Unschuld nur kurze Zeit, nur einen Augenblick dauret; selbstgefälliger Gebrauch der Kräfte ist seine Tendenz, ungestörter sinnlicher Genuß sein Ziel. Sobald er in einen Conflict mit andern Anstrengungen und Gelüsten kommt, hört seine Unschuld, wie seine Seligkeit, auf; und es öffnen sich gräßliche Scenen. Der Zustand der Gesellschaft begehrt ein Recht, ein gemeinsames Recht, zu dem den Menschen ein tausendfaches Elend, Noth und Jammer treiben. Mit unglaublicher Stärke, mit einem furchtbaren Reichthum an Beweisen zeigt der Verf., daß auch im Zustande der Gesellschaft der Mensch immer ein Thiermensch bleibe, der sich selbst gern Alles ist, der seine Macht, seine Ansprüche zügellos ausdehnet, wenn ihn nicht ein gemeinsames Gesetz bindet und einschränkt, der unter tausend

sinnreich erlogenen Formen und Blendwerken jehzt und immer nur seinen Sinnengenuss zu sichern und zu erweitern trachtet. Mit schrecklicher Wahrheit, in Anspielungen auf alle Klassen und Stände ist dies Gemählde dargestellt, das unsre Zeit, in welcher dieser Kampf nicht etwa nur hie und da von aussen, sondern inwendig in den Herzen fast aller Menschen zum Ausbruch gekommen ist, leider sehr bewähret. Das Elend der „Rechtlosigkeit im gesellschaftlichen Zustande“ schildert der Verf. mit einer Stärke und Vielseitigkeit, wie sie vielleicht kein Schriftsteller, selbst Rousseau nicht, geschildert hat. Er reißt uns die Binde von den Augen, und beleuchtet den lieblichen Wahn, „daß gesellschaftliches Recht und sittliche Tugend Eins sey,“ mit einer flammenden Fackel. Alles in diesem zweiten Zustande von innen und aussen dränget uns in einen dritten Zustand zu treten, sittliche Menschen zu werden. Dies wird Jeder für sich, aus innerer Kraft, durch reine Bestrebung seines Willens; die Gesellschaft kann ihm diesen Zustand nicht geben, wohl aber ihn daran hindern und ihn verfälschen. Nur durch die Uebel, die sie veranlaßt, durch die ungeheuren Contraste und Widersprüche, die sie bloß stellet, treibt sie den Menschen, daß er diesen Zustand sich selbst gebe. Und nun zeigt der Verf., wie der also veredelte, sittliche Mensch, Kenntniß und Wissen, Erwerb und Eigenthum, Recht und Macht, Ehre, Beherrschung und Unterwerfung, Adel, Handel, Kronen, Gesetze, Freiheit, Staat, Wohlwollen, Liebe, Religion ansehe und anwende; wobei er jedesmal, was diese

Dinge dem Natur- und dem gesellschaftlichen Menschen sind, mit deutlicher Abzeichnung bemerkt. Im ganzen Buche steht der Mensch in dreierlei Rücksicht vor uns, als Werk der Natur, im unverdorbnen und verdorbnen Zustande; als Werk seines Geschlechts, was die Gesellschaft aus ihm macht und machen will, wie sie ihn formt und bildet; endlich als Werk seiner selbst; da erschaffet, da suchet er sich Recht und Wahrheit. —

Man siehet, daß die Grundlage dieser Gesichtskreise in Rousseau liege, dessen Schriften der Verf. stark und frühe gelesen haben muß, mit dem er auch in seiner männlichen Beredsamkeit und Liebe zur Wahrheit eine Aehnlichkeit hat, die sich leider auch bis auf traurige Erfahrungen seines Lebens zu erstrecken scheint. Geborgt aber ist in diesem Buch nichts. Der Strom, sowohl wo er sanft fließt, als ungestüm sich fortwälzet, quillt aus dem Herzen; wir lesen das reif durchdachte Resultat eines über die Hälfte hinaus gelebten, thätigen, wenigstens im Willen thätigen Menschenlebens. —

„Tausende, sagt der Verf. (S. 232.), gehen als Werk der Natur, im Verderben des Sinnen- genusses dahin, und wollen nichts mehr. Zehntausende erliegen unter der Last der Gesellschaft, ihres Hammers, ihrer Nadel, ihrer Elle und ihrer Krone; sie wollen nichts mehr. Ich kenne einen Menschen, der mehr wollte; in ihm lag die Wonne der Unschuld, und ein Glaube an die Menschen, den wenige Sterbliche kennen; sein Herz war zur Freundschaft geschaffen; Liebe war seine Natur, und Treue seine innigste Neigung.“

„Aber er war kein Werk der Welt; er paßte in keine Ecke derselben. Und die Welt, die ihn also fand, die nicht fraate: ob durch seine Schuld oder die Schuld eines Andern? zerschlug ihn mit ihrem eisernen Hammer, wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein, zum Lückenfüllen mit den schlechtesten Brocken.“

„Noch zerschlagen glaubte er an das Menschengeschlecht mehr, als an sich selber, setzte sich einen Zweck vor, und lernte unter blutigem Leiden für diesen Zweck, was wenige Sterbliche können. Allgemein brauchbar konnte er nicht mehr werden, und er wollte es auch nicht; aber für seinen Zweck wurde er es mehr, als irgend einer. Er erwartete jetzt Gerechtigkeit von dem Geschlecht, das er noch immer harmlos liebte, und erhielt sie nicht.“
U. s. w.

„Das war das Sandkorn auf der stehenden Waage seines Glends. Er ist nicht mehr; du kennest ihn nicht mehr; was von ihm übrig ist, sind zerrüttete Spuren seines zertretenen Daseyns.“

„Er fiel. So fällt eine Frucht, wenn der Nordwind sie in ihrer Blüthe verlegt, und nagende Würmer ihre Eingeweide zerknagen, unreif vom Baum. Wanderer, schenk' ihr eine Thräne. Noch im Fallen neigte sie ihr Haupt gegen den Stamm, an dessen Nestern sie ihren Sommer durchfrankte, und lispelte dem Horschenden hörbar: auch vergehend will ich seine Wurzeln noch stärken.“

In so trauriger Gemüthsstimmung schloß der Verf. sein Buch. Aber die Auftritte der Welt

wechself: gegenwärtiger Schmerz ist nicht ewiger Schmerz, und hinter dem Sommer gibt es auch schöne Herbsttage. Dem Verf. werde eine solche Jahreszeit, auch für die Frucht, die er uns mit diesem Buche geschenkt hat. Jeder, wenn er es gelesen, nehme ein Blatt und schreibe seinen Lebenslauf dazu, was Er als Werk der Natur habe seyn sollen? was aus ihm die Gesellschaft, was endlich Er aus sich selbst gemacht habe? Einem überlegenden Gemüth bietet dies Buch zu solchem Blatt viel Ansichten dar.

Ob sich nun gleich einem Genius, bei dem gleichsam nur der starke Verstand und das verwundete Herz redet, die kleinfügige Kritik nur schüchtern nahen sollte: so wäre es doch, selbst zur Darstellung mancher Wahrheiten, gut, wenn vor einer zweiten Auflage der Verf. sein Buch einem Freunde, dem er vertraute, nicht nur zur helleren Interpunction, sondern auch hie und da zu Bemerkungen mittheilte. Durch kleine Veränderungen, durch die Wegnahme manches Ueberladenen fielen andere äußerst wichtige Stellen reiner in's Auge; sie stünden, wie Kasten und Polur auf dem berühmten römischen Berge riesenhaft da. Es wäre diese Austheilung einer Schrift zu wünschen, die so ganz, wie diese, die Geburt des deutschen philosophischen Genius ist, der weder francisiret, noch anglisiret, am wenigsten aber sich daran anügen läßt, ein Principium in der Form aufgestellt zu haben. Eben daß unser Verf. tief in die Sache griff, und den seit Jahrtausenden geschürzten Knoten der Menschenverfassung „unseres alternden Welttheils“ mit einem

Hieße nicht zu lösen beehrte, vielmehr ihn fester zusammenzog, und nur die aus- und eingehenden Enden zeigte, eben dies ist der Werth seines Buchs. Trete nun ein Andern hinzu, und zeige, was die wachsende Sittlichkeit einzelner Menschen einzeln und für's Ganze uns an frohen Aussichten gewähre: wir wollen ihn hören.

4.

Phänomenophis; oder Versuch einer neuen Theorie über den Ursprung der Kunst und Mythologie, von Karl Friedrich Dornedden. Göttingen 1797. *)

Schade, daß wenn der lesende Theil des Publikums auf Materien Einer Art zu sehr gespannt ist, oder von Recensenten gespannt wird, andre denkwürdige Bemühungen des menschlichen Geistes so leicht übersehen werden. Dreißig Jahre früher wäre die eben genannte Schrift mit lauterm Ruhm verkündigt worden, als in unsern politischen Ro-

*) Erfurter gel. Nachrichten, 1798. St. 7.

manzeiten. Sie hat indessen ihren Werth in sich, der zu seiner Zeit gewiß hervortreten wird.

Jeder Kenner der Literatur weiß, wie viel und mancherlei über die sogenannte heilige oder Hieroglyphenschrift der Aegypter, über ihren Götter- und Thierdienst, ihre Mysterien, über Osiris, Isis, Memnons klingende Statue u. f. gemuthmaßt und geräthelt worden; alles ohne festen Bestand, weil späte, einander widersprechende, Griechenmährchen und wenige Etymologien die einzigen Gewährsmänner waren. Nach dem verdienstvollen Gatterer thut unser Autor den ersten festen Tritt in diesem dunkeln Felde. Indem er eine wahre Idee von dem gibt, was vor Erfindung der Buchstaben oder eigentlicher Wortzeichen eine Sacheschrift seyn mußte, indem er diesen Begriff entwickelt, festhält, und mit lebhaftem Geist sich ganz in die Zeiten versetzt, da man, der Buchstaben völlig unkundig, durch Zeichen, Gebräuche, Feste, Handlungen sprach, (d. i. Ideen, die man bekannt machen, fixiren, aufbewahren wollte, in Sach-Charakteren andeutete und wiederholte), gibt er zugleich Proben, wie solche Sachen- und Handlungssprache, in Worte gefaßt, gesagt werden mußte, und wie man aus diesen Worten auf die Ideen jener zurück kommt. Er hat sich hiemit am Cyklus der ägyptischen Zeit- und Jahresbestimmung versucht, und (ohne daß man eben annehmen darf, die Aegypter hätten nur Zeit-Ideen symbolisirt) hierin viel geleistet. Ueber Osiris, Isis, die Meith, Osiris Grab, den Phönix, Apis, Amemphis, d. i. die sogenannte Memnonsäule,

den Thierdienst der Aegypter, die *ἱεῖρας λογῆς* u. f. ist nie so viel Verständiges und Einleuchtendes gesagt worden, als hier; alles ist angemessen dem Geist damaliger Zeiten. Da des gelehrten Zoega Werk über die Obeliskten seit mehreren Jahren zu Rom im Druck ist: (zu wünschen, daß es bald erscheine); und dieser vielbelesene Mann seinen ganzen Fleiß auf dieß Studium gewandt hat: so wird man neugierig, zu wissen, ob und wo er sich mit dem scharfsinnigen, gelehrten Verfasser dieser Schrift begegnen werde? Begegnete er sich aber auch nicht mit demselben, so sind die Regeln und Proben, die hier zur Auslegung einer Sachen- und Handlungssprache, ehe man Buchstaben kannte, nicht minder zu Einverständigung dessen, was griechische Buchstabenschreiber von dergleichen Anordnungen berichten, gewiß doch der erste Versuch einer Logik über die gedachte Sachen- Zeichen- und Handlungssprache.

Within ist diese Schrift nicht etwa dem ägyptischen Alterthumsgelehrten allein, sondern Jedem lehrreich, der von der Weise alter Völker, über Sachen und Ideen gemeiner Ordnung vor Erfindung der Buchstabenschrift etwas Gewisses zu ordnen, eben bei dem Volk der ältesten und fruchtbarsten Cultur eine Probe zu sehen begehret. Nicht nur wird er bei der Ansicht dieses beschwerlichen Ganges der Zeichensprache den fast unermesslichen Werth der Buchstabenschrift neu schätzen lernen, sondern auch zu Beurtheilung anderer ähnlichen Nationen und für die Geschichte des menschlichen Geistes überhaupt mancherlei Grundsätze selbst folgern. —

Es ist zu wünschen, daß der Verf. dieser Schrift mehrere seiner Untersuchungen, ohne welche dieser Phamenophis nicht erscheinen könnte, mit Wahl und Absicht an's Licht fördere; und wenn diese, wie aus einigen Winken zu ersehen ist, sich auf die Bildung der ältesten griechischen Mythologie erstrecken, solche nicht vorenthalte. Die Entstehung der schönsten, d. i. der griechischen Mythologie ist immer noch, bei allen dazu gelieferten trefflichen Solutionen, für kein völlig aufgelöstes Problem zu achten; jeder neue Beitrag dazu, wenn er aus der wahren Mnemonik der alten Zeit schöpft, ist schätzbar. Mit dem Titel des Buchs scheint der Verf. sich dazu verbindlich gemacht zu haben: denn eine Theorie über den Ursprung der Kunst und Mythologie ist mit diesem Phamenophis noch nicht gegeben. Wir sehen es also nur als den ersten Ton an, den Memnon's Statue tönte; die septem vocales mögen folgen.

Zweitens wäre vielleicht zum Vortheil der Sache bei ferneren Geistesarbeiten des Verf. zu wünschen: Erstens in Materien dieser Art eine strenge Enthaltung von Kantischer Schulsprache. Was soll sie beim Phamenophis? was soll sie überhaupt im Garten der Musen? Entwicklungen dieser Art sollen gelesen werden, wenn jene Schulsprache vergessen, oder von einer andern verdrängt seyn wird. So lange der Verf. in seiner eigenen Sprache redet, schreibt er leicht, sogar genialisch; wenn er den philosophischen Panzer anlegt, geht er schwer; die Arm- und Beinschienen klappern. Zum Glück griff er selten nach dieser entbehrlichen Rüstung. Zweis-

tenz. Hie und da hat der Verf., wie es scheint, Lessings polemischen Ton nachgeahmt; er ist aber schwer nachzuahmen, und am Ende hält er doch die Materie auf. Laß Andre vorher gesagt haben, was sie wollten; ist es nicht schön und würdig, mit Vergessenheit ihrer, etwas Besseres zu sagen, oder sie, wenn es die Sache fordert, schlicht zu widerlegen? Jablonski und Andre thaten, was sie konnten; jener verdiente Mann hat wenigstens treu gesammelt und koptische Worte interpretiret. Verfehlte er den wahren Weg; wie schön ist's, diesen zu finden, und den Leser ungestört, ohne Rücksicht auf fremde Irrren, diesen Weg zu leiten! Wenn in Untersuchungen solcher Art sich ein Begriff nach dem andern, ein enträthselttes Symbol nach dem andern frei und anschaulich hervorhebt, so ist's, wie wenn ein guter Demonstrator, die Fackel in der Hand, uns die Statuen des Kapitols oder Vatikans zeigt. Wie sich die Fackel schwingt, treten sie aus der Nacht hervor; sie bewegen sich, sie leben. Unser Verf. hat Kenntnisse und das Talent, in der Nacht des Alterthums uns diesen Kunstgang lehrreich weiter zu führen.

5.

A. L. Schläger's Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. Erstes, zweites, drittes Stück. Göttingen 1795. 1796. 1797. 23 Bogen in gr. 8. *)

In einer Zeitenkrise, wie die unsrige ist, wo dem in Ohnmacht gesunkenen, sein Schicksal erwartenden, Deutschland so mancher eingeborne Deutsche in ausländischen Phrasen Hohn spricht, kommt ja wohl ein Buch recht, das dem Charakter der Deutschen nicht etwa nur, wie man laulich sagt, Gerechtigkeit widerfahren läßt, sondern ihre Verdienste aus Thatsachen entwickelt und in Thatsachen darstellt, das die Geschichte aufruft zu sagen: „das waren und wollten wir! das waren wir unter mancherlei Himmelsstrichen, früher als andere Völker um uns her; das haben Wir geleistet!“ Von dem Verfasser eines solchen Buchs darf man doch wohl sagen: „er habe sich um seine Nation verdient gemacht.“

Ein solches Buch sind diese drei Stücke kritischer Untersuchungen zur Geschichte der Deutschen in

*) Erfurter gel. Nachrichten, 1798. St. 32.

Siebenbürgen, von Schlözer. Nicht um diese Deutschen „in Siebenbürgen“ allein, (deren Urkunden, theils ganz, theils in Auszügen das erste Stück, und deren Haupturkunde, das Privilegium Königs Andreas II. vom Jahr 1224 das dritte Stück mit einem kritischen Commentar gibt), hat sich der Verf. verdient gemacht, indem er ihre Geschichte darstellt und ihre Rechte vertheidigt; sondern um die Ehre der Deutschen, wo sie auch leben, indem er das ihrem Charakter früh angebildete gute Gefühl von rechtlicher Ordnung, ausharrendem Fleiß, treuer Sittlichkeit, mithin ihr Verdienst um die praktische Kultur der Menschheit durch Thatsachen erweist. Der Unterschied zwischen Lebensart der Deutschen und Madsharen wird hie und da schneidend. Indem der Verf. den wahren Blick streng verfolgt: „Thiere müssen Menschen, ziehende Horden Völker, Völker Menschen = Völker werden,“ und die Eigenschaften oder sogenannten Vorzüge jeder Periode dieses Fortschrittes in treffenden Zügen neben einander stellt; so tritt das Verdienst der Deutschen durch ihre frühe Municipal-Einrichtung, die eine bürgerliche Freiheit und Selbstregierung mit sich führte, so wie auch ihre Bemühung um die Cultur vieler Gegenden Europa's, durch Betriebsamkeit und Künste in einem bescheiden = schönen Lichte gleichsam voll selbst hervor. Der größte Theil des zweiten Stückes dieser historischen Untersuchungen, der vom deutschen Municipalwesen von den Colonien der Deutschen in Oesterreich, Ungarn, Siebenbürgen, Bremen, Holstein, Meissen, Mecklenburg, Preußen

fen u. f. sammt den verschiednen Rechten, die sie daselbst erlangt und festgesetzt haben, mit historischer Präcision redet, ist jedem Liebhaber seines Volks und der Geschichte desselben unentbehrlich; auch was sich aus der Geschichte andrer Unternehmungen, z. B. der Spanier in Languedok, der Johanniter und Tempelherren in Ungarn hinein mischet, die Chronik der Petscheneger und Komaner selbst ist hier gleichsam neu entdecktes oder neu besetztes gewonnenes Land. Dem Verf. steht ein Ausdruck zu Gebot, der mit Bündigkeit und Kraft Schärfe des Wizes und Urtheils so glücklich vereint, daß manche kurze Stellen seiner Vorreden, seiner Anmerkungen und Einschaltungen mehr sagen und weiter hinweisen, als lange schale sogenannt-philosophische Commentare. Die wahre Philosophie der Geschichte ist nicht die Geschichte a priori ersinnen oder mahlen, sondern Facta darstellen und ordnen.

Das Meistertalent des Verf. historische Kritik, hat sich also auch in dieser Schrift erwiesen. Gleichviel, woran es geübt werde, ob an einem Privilegium der Siebenbürger oder dem Recht einer Kolonie; es wird lehrreich für die ganze Geschichte der mittlern Zeiten, ja für die Menschengeschichte überhaupt: denn Alles hat in dieser Eine Tendenz, und strebt zusammen zur Kultur, oder wie der Verf. sagt, zur Völker-Menschwerdung. Schözers Commentar zum Privilegium der Siebenbürger ist auf allen Blättern lehrreich.

Sonderbar wird es vielleicht manchem Leser, wenn er in unsrer wortschäumenden Zeit die Stimme Herders Werke z. Phil. u. Gesch. XIII. Ob *Nachlese*.

eines solchen Veteran hört: denn Veteranen nennen unsre Neulinge, (die sich für die jetzt herrschende Generation halten,) ihre Lehrer. Manches wird diesen deutschen Madscharen zu scharf, zu hart gesagt scheinen; manches andre wird ihnen Mikrologie dünken: denn es hat viel Fleiß, viel Untersuchung gekostet, und ist nicht a priori erfunden. Lasse der Himmel uns aber noch lange solche Veteranen, deren einige goldne Worte und scharfe Blicke mehr werth sind, als lange Spekulationen und mahlerische Tiraden. — Wir verbinden also zugleich mit diesem Buch ein anderes Werk voll ächten kritischen Geistes und Fleißes:

* * *

A. L. Schlözers kritisch-historische Nebenstunden. Origines Osmanicae. Papiergeld, eine Mongolische Erfindung im 13ten Saeculum. Ideal einer Anleitung zur Kenntniß der asiatischen Staatengeschichte im Mittelalter. Göttingen, bey Vandenhöck und Ruprecht. 1797. 12 Bogen, gr. 8.

Indem der Verf. im ersten Aufsatz die einheimischen Quellen der älteren Osmanisch-Türkischen Geschichte untersucht, und von ihren Geschichtschreibern So'ad — eddin und Abulgasi Nachrichten und Proben gibt, sodann die Osmanischen Origines nach byzantinischen, arabischen und anderen meist zuverlässigeren Berichten verfolget, bahnet er

sich den Weg zum Entwurf einer allgemeinen türkischen Geschichte von der ersten Bekanntwerdung dieses Volks, und seines Stammlandes bis zur Gründung des osmanischen Reichs, mit neun Hauptepochen der Bekanntwerdung dieser Länder und Völker, von Cyrus und Alexander bis auf den Einfall der Mongolen. Sodann zeichnet er das Ende des Staats von Chowaresm und von Iconium, und den Anfang des Osmanischen, mit einem Resultat vom wahren Ursprunge der Osmauer und Osman. Alle diese sechs Abschnitte sind keines Auszugs fähig: denn sie sind aus den verschiedensten Untersuchungen selbst Auszug. Eben so, im siebenten die Parallele zwischen Klein Asien und Italien im Mittelalter, zwischen Osman Sforza und andere Condottieri. Ausgeriffene Resultate stünden hier am unrechten Ort; man muß die Schrift selbst lesen. Allenthalben zeigt sie Lücken und weckt Gedanken. Weckte sie auch Fleiß, diese Lücken auszufüllen, die hingestreuten Gedanken zu realisiren! Mit innigem Vergnügen sieht man hier europäische Kritik an morgenländische Geschichte und Geschichtschreiber gelegt; die Anwendung davon auf die Geschichte anderer morgenländischen Stämme und Völker mache sich jeder.

Der Aufsatz „Mongolen, Erfinder des Papiergeldes im 13ten Säculum“ überrascht angenehm, und er ist mit Zeugnissen belegt.

Der Anfang endlich, „über deutsche Orthographie asiatischer Namen“ verdient allgemeine Beherzigung und Einverständnis. Es ist ein wirklicher Gräuel, daß Jeder orientalische Na-

men nach seinem Sinn schreibt; Volney u. a. haben deshalb Vorschläge gethan; wir Deutsche sollten wenigstens unter uns übereinkommen, wie wir arabische und persische Worte schreiben. Des Verf. Regeln sind sehr annehmbar, wenn sie gleich nicht alles erschöpfen.

Noch verdient das dem Buch vorstehende Schreiben an Hrn. Hofr. Meusel eine besondere Erwähnung, sowohl des biedern freundschaftlichen Tons wegen, in dem es abgefaßt ist, als seines Inhalts halber. Es spricht von der bisherigen Bearbeitung der asiatischen Geschichte, und gewährt uns die Freude, diese Nebenstunden als eine Vorarbeit zum „dritten Theil der Schlözer'schen Weltgeschichte“ ansehen zu können. Werde sie bald erfüllt, diese Hoffnung! Hora ruit.

6.

Briefe über das Studium der Wissenschaften, besonders der Geschichte: an einen helvetischen Jüngling politischen Standes. Pulchrum est benefacere reipublicae; etiam benedicere haud absurdum. Salust: von J. G. Müller, Prof. zu Schaffhausen. Zürich 1798. *)

Wie wenn auf einem Gastmahl unter vielen unverdaulichen schlecht zubereiteten Speisen uns ein

*) Erfurter gel. Nachrichten, 1797. St. 33.

Körbchen reifer, gesunder, wohlschmeckender Früchte gereicht wird, an denen man sich nicht nur erholt, sondern erquickt und stärket: so wird den Lesern, alten und jungen, vorzüglich Jünglingen, die noch unverdorbenen Gemüths, den Garten der Wissenschaft und den Markt des Lebens mit Lust und Anmuth überschauen, dies kleine Bändchen Briefe seyn, in denen ein Freund zum Freunde, ein mit reiner Wissenschaft, mit reicher Lectür alter, mittlerer und neuer Schriften, vorzüglich aber mit richtigem Blick und edlem Gemüth begabter Mann zu Jünglingen seines Vaterlandes, insonderheit politischen Standes redet. Kathederbücher, literarische Geschichten und Anweisungen zur Geschichte haben wir in Deutschland genug: manche Ostermesse kommen sie in halben Duzenden zum Vorschein; meistens aber nur als Kathederhülfe, hölzerne Schemel, darauf der Hr. Prof. sitzen wird, daß er docire.

Fast von Wiederherstellung der Wissenschaften an, kann man mehreren Schweizerchriftstellern das Lob nicht absprechen, daß sie, in einem Vaterlande lebend, auch die Geschichte desselben als Bürger ansahen, treu beherzigten, treu erzählten. Der Bruder unsers Verfassers, Johannes Müller, hat mit seiner über die Hälfte vollendeten Geschichte der Schweiz sich und seinem Vaterlande ein Denkmahl gestiftet, das dauern wird, so lange unsre Sprache dauret; und in mehreren oft kleinen Landesproducten jener Bergrepubliken war statt eines Kathedervortrages biederer Geist, männliche Kraft unverkennbar. Aus neuerer Zeit darf ich die Namen Hal-

ler, Bodmer, Breitinger, Waser, Schinz, Fäsi, Füßli, Balthasar, Escher, Pestalozzi nur nennen.

Unser Verf. verbindet diese biedre Schweizertreue nicht nur mit einem übersehend weiten Blick des großen Feldes der Menschengeschichte in den verschiedensten Verfassungen, Reisen und Zeitaltern, sondern auch mit einer liebenswürdigen Innigkeit, einer andringenden Sanftmuth. Allenthalben sieht man, daß er aus Vielem nur das Beste gewählt habe, daß vorzüglich Schriftsteller, die auf Bildung des Gemüths und der Sitten wirkten, seine Lieblingschriftsteller gewesen, aus welchen er dann in so verschiedenen Zeiten sie lebten, Kernwahrheiten, die in ihm reif geworden, seinem Freunde vorträgt, oder vielmehr als neue Keime des Wahren, Schönen und Vortrefflichen, wozu Wissenschaft und Geschichte dienen soll, in ihm pflanzt. Ein summarischer Auszug dieses kleinen Buchs wird und muß dies Lob bewähren.

In wenigen Zeilen ist es dem edeln Zeugen und Märtyrer politisch-historischer Wahrheit, Friedrich Carl von Moser zugeeignet; und diese kurze Vorrede stellet den Gesichtspunct des Buches fest. Brief 1. macht eine schöne Grundlage, das Gemüth des jungen Staatsbürgers in Ansehung seiner künftigen Betriebsamkeit, seiner Hoffnungen und Erwartungen zu ordnen; er sagt viel Vortreffliches in kurzen Sprüchen und schließt mit einer schönen Stelle Claudians. Br. 2. Wie sich der künftige Staatsbürger durch Wissenschaften zu seinem Beruf vorbereiten solle. Natürlich, daß der

Vf. hier gegen die Uebel unserer Zeit, insonderheit gegen Deutschlands Gelehrten = Uebel, (über die man, wie Tissot, ein eignes Buch schreiben könnte), reden mußte. Er spricht bescheiden, andringend = wahr und herzlich. Br. 3. tritt in das Detail näherer Vorschläge bey dem Lesen, insonderheit bey dem Lesen der Alten. Als Beylage ist ein Brief des vortrefflichen Caspar Barläus (geschrieben 1641.) übersetzt, und ein anderer ungedruckter desselben Inhalts vom Mathematiker Stephan Spleiß im Auszuge mitgetheilt. Der Barläische Brief enthält eine Encyclopädie zum Lesen der Alten, sogar mit ausgezeichneten Stellen derselben, auf wenigen Blättern. Br. 4. über die Kunst der Composition; Uebung in Composition schriftlicher Aufsätze ist jedem aufgeklärten Mann, zu unsrer Zeit jedem rathschlagenden wirksamen Staatsmitgliede nöthig; dieser Brief enthält seine Regeln. Br. 5. spricht von der Philosophie. Daß aber ja niemand hier eine Einblendung oder Einkeilung des jetzt geltenden Averroismus erwarte! Der Brief spricht von Logik des gesunden Menschenverstandes, von Geschichte der Philosophie sowohl in Systemen als populär vorgetragen, und in einer Nachschrift von Religion, Theologie, dem geistlichen Stande u. f. Das Lob, das Shaftesburi, mit einer Hinweisung zum Gebrauch seiner Schriften gegeben wird, steht hier sehr an rechtem Ort; von den Averroisten des vierzehnten Jahrhunderts dagegen wird in einer Note (S. 69.) aus Petrarca's Leben angeführt, „wie sie die Lehren des Averroes als Drakelsprüche verehrt, und jeden Zweifel an denselben sehr übel aufgenommen. In Venedig habe diese Philosophie

damals besonders unter jungen Leuten viel Anhänger gefunden und ihnen einen solchen Stolz eingeflößt, daß sie sich anmaßten, über die Verdienste Petrarca's ein förmliches Gericht zu halten, worinn sie ihn dann zwar für einen guten Mann erklärten, ihm aber den Namen eines Gelehrten und eines Philosophen gänzlich absprächen. Die größten Kirchenlehrer hießen bey ihnen schwache Köpfe, so wie alle diejenige, die ihre Kniee vor dem Aristoteles nicht beugten und nicht blindlings die wunderlichsten Meynungen Averroes annahmen." Uebrigens hält sich dieser Brief so wie das ganze Buch von allem Streit frey. — Br. 6. Nachdem der Vf. über die Wissenschaften und das Studium überhaupt leitende Ideen (notiones directrices, die beste Methode!) gegeben, kommt er zum Studium der Geschichte, sucht zu demselben zuerst Lust einzulößen, und zeigt sodann, wie Geschichte, allgemeine und besondere, gelesen, studirt, genutzt werden müsse. Die Rathschläge alter und neuer Geschichtsforscher werden dabey angeführt und als Beylage eine Stelle aus Walter Raleigh's Vorrede zu seiner Weltgeschichte gegeben, die den großen Verstand des Mannes zeigt. Ein kleiner Auszug aus Bodin's Methode zur Geschichtskennntniß folgt. Br. 7. giebt Bemerkungen über den Nutzen der Geschichte für die Beurtheilung politischer Gegenstände. Eine Stelle Plato's von den Gesetzen leitet sehr gesunden Gedanken ein über den Ursprung und Zweck bürgerlicher Gesellschaft in verschiedenen Verfassungen, mit Beyspielen aus der Geschichte Griechenlands, Roms und der Schweiz beurfundet. Sodann trägt der Vf. (S. 176. u. f.) einige einzelne, bescheidene Ideen

über die Geschichte der Europäischen Menschheit und ihre moralische Bildung vor, voll heiterer, großer Blicke. Dtaues, Megabyzus und Darius Reden über die verschiedenen Regierungsformen (aus Herodot) folgen (S. 200.), und als eine zweyte Beilage sehr interessante Gedanken aus einem der Lieblingschriftsteller des Verfassers William Temple. (S. 205.) Der achte Brief verbreitet sich über den Geist der Geschichte verschiedener Völker, Zeitalter und Geschichtschreiber, mit guten einzelnen Winken auch auf die Geschichte der mittleren Zeiten, die der Vf. nicht mit einem verachtenden Blick wegwirft, sondern charakterisiret. Als Beilagen, d. i. Proben folgen: Anfang der Geseze des Zaleukus. Eine Exposition von Callustius Catilina. Einige Proben von der Erzählungsart der Geschichtschreiber des Mittelalters. Und dann (merkwürdiges Stück S. 277.) aus Temple's Memoirs ein Plan Richelieus, der — in unsren Tagen seine Vollendung erreicht hat. Der neunte Brief über die Kirchengeschichte und Lebensbeschreibungen schließet das kleine Buch, das in Ansehung seines Inhalts das Lesen vieler Folianten voraussetzt, in Ansehung seines Vortrages ein schön geordnetes Ganze, und in Betracht des Geistes, der darinn herrscht, eine historisch-politische Blumenlese, d. i. eine Sammlung der besten Gedanken und Rathschläge ist, die der Vf. aus alten und neuen Schriftstellern sowohl als aus eigener Erfahrung zog und in sich bewährte, das, (ohne Anmaßung gesagt) Bolingbrocks Briefen zur Erlernung der Geschichte an Nuzbarkeit weit voransteht.

Möge das kleine Buch in die Hände jenes gu-

ten Jünglings kommen, und ihm ein Leitfaden zu eigener Bewahrung so mancher goldnen Wahrheiten und Grundsätze im Labyrinth der Geschichte und des heutigen politischen Lebens werden. Möge dem Vf. der nach dem Wahlspruch seines Titels *de republica bene dixit*, bey der jetzigen Umbildung seines Vaterlandes auch Gelegenheit zu dem höheren Schönen werden, *reipublicae bene facere*. Dann hätte er sich (denn das Buch ist vor der unerwarteten Revolution geschrieben) durch eine vieljährige stille Bildung in Kenntnissen und Grundsätzen dieser Art zur edelsten Nutzbarkeit, wie durch eine höhere Bestimmung, bereitet.

7.

Etwas von meinem Lebenslauf, und etwas von meiner Muse auf der Festung. Ein kleiner Beytrag in der selbst erlebten Geschichte meines Vaterlandes, vom Regierungsrath Dr. Huber. Stuttgart 1798. *)

Ein zu volles Gemüth, das gar zu viel zu sagen hätte, schweigt; so werde auch dies kleine Buch schweigend angekündigt. Lese es Jeder, der den

*) Erfurter gel. Nachrichten, 1798. St. 40.

Traum von Freyheit und Sicherheit eines Staatsbürgers deutscher Nation unter der Willkühr des Gesetz- und Straflosen Despotismus träumt, lese es Jeder! Der Vf. ist ein Greis; er erzählt sein Leben, weise wie ein Mann von Geschäften, und dabey rein wie ein Genius, und heiter. Er charakterisirt Fürsten, Adel, Söldner, Volk, Stände so bedeutend, daß man von ihm sagen möchte: „sein Schweigen redet.“

Dabey ist seine Schreibart nett und klar, so natürlich und rein deutsch, daß sie seiner gebildeten „ehrlichen Denkart“ nicht nur entspricht, sondern gleichsam selbst zu ihr gehöret. Eine Nachlese klassischer Denk- und Schreibart aus einer fast verlebten Zeit.

Möge das Beyspiel des Vf. der seine Geschichte so ganz ohne Bitterkeit treu und rein erzählt, mehrere seiner Landsleute wecken, die ihrige auch zu erzählen. Außer der Kriegs- und Staats-Marionette hat ja Deutschland keine andre, als die Gelehrten- und Dienstgeschichte; jede Dienstgeschichte wie diese ist des Bemerkens- und Aufhebens werth.

Ein edler Mann, ein treuer Freund, der Regierungspräsident von Gemmingen, den Deutschland aus seinen jüngeren Jahren auch als Dichter kennet, und dem unser Vf. ein eignes Denkmal errichtet hat, erscheint in dieser Lebensgeschichte seines Freundes, obgleich, (wie es der Despotismus gebot), vorsichtig und furchtsam, dennoch bis an den letzten

Lebenshauch treu, bieder und ehrlich. Die Namen Gemmingen und Huber, ob sie gleich in verschiedenem Licht glänzen, werden von jedem Rechtschaffenen mit Liebe genannt werden.

Seinem verstorbenen Freunde also eignet der Vf. dies sein Leben zu:

Mein Bruder! Gönn' mir die traute Zuschrift!
Es mögens die Magnaten alle wissen!
Im Himmel, wo du bist, erschallt kein Titel,
Als der — des Bruders.

Welch einen Theil die Bürger des Olympus
Am Schicksal der zurückgelassenen Freunde
Entweder nehmen können oder dürfen,
Ist heil'ges Räthsel.

Vielleicht, ihr Glücklichen, wird Erdenchicksal
Für Euch zu klein, vom Himmel aus, gesehen.
Noch ist es Trost für uns, mit euch zu reden,
Als wenn ihr hörtet.

Der Lebersbeschreibung sind einige wenige Gedichte beygefügt, die, obwohl der Vf. treffend sagt, „daß Uberg kein Helikon sey“ dennoch dem größesten Theile nach den Gedichten Uz und Gemmingens an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Hier ein paar Proben.

In den zwey ersten Stunden seiner Gefangenschaft sang der Vf. also:

Ich ehre dich, o du des Himmels Wille,
 Du rufst; ich bin bereit.
 Sey mir gegrüßt in dieser schwarzen Stille,
 Balsam'sche Einsamkeit.

Wo bin ich? und ist dies der Weg der Wahr-
 heit?

Und diese Schmach ihr Lohn?
 So heitre sie des Kerkers Nacht mit Klarheit,
 Und glänze durch den Hohn.

Ist's Hochverrath, zu mahnen einen Prinzen
 An Pflicht, an Fürstentreu?
 Zu sagen, daß vom Wohlstand der Provinzen
 Sein Glück untrennlich sey?

Sey ruhig, Herz! O, keine einz'ge Klage
 Entweiche dein Geschick.
 Der Muth ist Ruhm, und unverdiente Plage
 Ist ein wahrhaftes Glück. u. s.

Ein anderes: „Mein Auszug aus Tü-
 bingen.“

Für Macht und für Despoterey
 Und für achthundert Bärenmützen,
 Wer kann den Biedermann beschützen,
 Daß er kein Raub des Unglücks sey?

Noch weicht sein Fuß nicht von der Bahn,
 Worauf der Mann der Wahrheit wandelt,
 Und jeder Feind, der ihn mißhandelt,
 Feuert ihn zu größrer Tugend an.

Die That allein ist Schmach und Ruhm;
 Der Hohn, der Kerker und die Bande
 Sind Zeichen von der wahren Schande,
 Wie Lorbeern von dem Heldenthum. —

D. i. trügliche Zeichen. Fürchte niemand, hier eine widrige, oder mit Dunst einer falschen Anmaßung angefüllte Kerkerstube zu sehen; die sanfte, die bescheidne Muse hat sie erleuchtet. Im ganzen Büchelchen herrscht klare Ansicht der Dinge, ein wackres Herz und ein reiner Verstand.

8.

Rede zum Andenken des Grafen A. P. von Bernstorff, gehalten im großen Hörsaal der Universität zu Kiel, den 28. Aug. 1797. vom Professor Hegewisch 4 Bogen, 8. Kiel. *)

Auf diesen vier noch nicht vollen Bogen tönet eine sanfte Rede, die von jedem, dem das allgemeine Wohl der Staaten, die allgemeine Billigkeit und Ordnung heilig sind, gehört werden sollte; sie ist

*) Erfurter gel. Nachrichten, 1798. St. 40.

dem Charakter Bernstorffs gleich, die erquickende Stimme der Mäßigung und Wahrheit. Jener ruhig = denkende, mit den besten Grundsätzen der Gesamtgeschichte ausgerüstete, Geist, der alle Schriften Hegewisch's charakterisirt, spricht auch hier, zum Andenken eines großen Mannes der Geschichte; „Unter vielen glänzenden Namen, (so endet die kurze Rede,) wird Bernstorffs Name mit reinem Glanz strahlen: denn es ist der Glanz der Recht = schaffenheit und Wahrheit.“

Um ihn in diesem Glanze zu zeigen, läßt der Redner bloß Thatsachen sprechen, die er auf Grundsätze zurückführt; die Rede enthält nichts, als die Geschichte von Bernstorffs Leben. Diese wird interessant, nicht etwa durch ihre äußere Merkwürdigkeit allein, da sie einem großen Theil nach in das Zeitalter der wunderbarsten Begebenheiten und Verwirrungen Europens fällt, sondern vielmehr durch ihre innere Merkwürdigkeit, durch die Grundsätze selbst, die Bernstorff in dieser gefährvollen Krise als Staatsmann für Dänemark mit unerschütterter Festigkeit befolgte. Diese entwickelt der Verf. mit einer so einleuchtenden Heiterkeit, daß sich der Hörer nach und nach über das Gewirr falscher Staats = Tendenzen erhoben, in einer Region der Wahrheit, die Menschenglückseligkeit ist, gleichsam an Bernstorffs Seite fühlet. Dem Unterzeichneten wenigstens kam beim Lesen dieser Schrift das Bild des edel = und schöngebildeten, gedächtnißreichen einnehmend = beredten, Ordnung und Billigkeit liebenden Mannes, das ihm der persönliche Genuß Eines Tages mit ihm auf dem Lande eingedrückt hatte, sehr angenehm wieder.

Einen besondern Vorzug erhält diese Rede dadurch, daß sie, (was so viele Lobreden thun,) nicht philosophisch deduciren will, und nie zu viel, nie übermäßig lobet. Sie erzählt Lebensumstände, z. B. wie Bernstorffs Denkart sich gebildet; (auch Jacobi in Belle, ein Fenelon in seinem Kreise, steht unter denen, die die religiöse Denkart des Jünglings bestimmten; in andern Fächern waren es Staatsmänner, Gelehrte, Künstler;) welchen Gang er unter Führung seines großen Oheims in Geschäften genommen, wie er Geschäfte desselben nach dessen Ableben glücklich vollendet, welche Grundsätze er bey dem Amerikanischen, Russisch-Türkischen und dem unseligen Kriege der Coalition standhaft, gerecht, weise und menschenfreundlich befolget, welche große Anstalten zum Besten der Menschheit unter seinem Ministerium im Innern des Reichs bewirkt wurden: „Jener der Menschheit entehrende Handel, der Handel mit Menschen, wurde abgeschafft. In den europäischen Staaten des Königes wurden Vorbereitungen gemacht, dem leibeigenen Landmann Freyheit und Eigenthum zu verschaffen. Die öffentliche Mittheilung der Gedanken, ohne die keine wichtigen Fortschritte zur Borvollkommnung des menschlichen Geschlechts möglich sind, wurde in einem reichen Maße gestattet, zu einer Zeit, wo andere Regierungen in dieser Freyheit eine Quelle tausendfacher Uebel zu erblicken glaubten, und aus ängstlicher Besorgniß sie zu vernichten suchten. — Den Furchtsamen, die immer noch die wohlthätigen Folgen solcher Maasregeln bezweifeln, die das Stillstehn auf der einmal erreichten Stufe als Klugheitsregeln betrachten, diesen furchtsamen Zweiflern wollen wir Bernstorffs Namen nennen.“

Doch

Doch die ganze Rede müßte abgeschrieben werden, wenn die trefflichen Maximen bemerkt werden sollten, an die sich Bernstorffs öffentliches und Privatleben schließt und reihet. Kein schöneres Andenken gibt's, als auf diese Weise fortbauend in menschlichen Seelen, und guten Einrichtungen zu leben; Bernstorff lebt in ihnen. Er lebt in der Geschichte als der Friedehalter, zur Zeit der unglücklichsten Kriegsstürme, als der im Namen eines Reichs an große europäische Mächte sprechende Schutzgeist und Vertheidiger allgemeiner Menschen- und Völkerrechte in einem Orkan von Zeiten, wo die laute Stimme wilder Luftgeister jene Rechte aberkannte und verhöhnte. Wer zu Aufrechthaltung der Menschheit an Grundsätze dieser Art glaubt, oder auch wer nicht an sie glaubt, lese diese Rede. Vielleicht überrascht ihn eine Schamröthe, die er sich selbst verbergen möchte.

Unserm bescheidenen Redner sagen wir, verlassend seinen Hörsaal, nichts, als ein treues „de bono viro bene dixisti!“

9.

Ueber die Ideale weiblicher Schönheit bey den Morgenländern. Ein Versuch von Anton Theodor Hartmann. Nebst einem Anhang von einigen literarischen, historischen und kritischen Bemerkungen über einzelne angeführte Schriftsteller. Düsseldorf. 1798. gr. 8. *)

Zwar wie es schon der Titel gibt, eher Collee-
taneen zu einem Buch, als ein Buch selbst: indes-
sen auch solche sind angenehm und nützlich.

Ein bestimmtes Ideal weiblicher Schönheit exi-
stirt eigentlich nur bey Völkern, die Kunst haben:
denn diese ist's, die das Unwesentliche vom Wesent-
lichen, das Fremde vom Eigenthümlichen sondert,
unter dem Gemeinen das Vorzügliche wählt, und
das Vorzüglichste zur Regel bildet. In diesem Ver-
stande hatten nur die Griechen ein Ideal mensch-
licher, d. i. männlicher und weiblicher Schönheit
nach Lebensarten, Charakteren, Classen und Graden.
Keine morgenländische Nation hatte es; auch die
Indier nicht, die in manchem den Griechen sehr na-
he kamen.

*) Erfurter gel. Nachrichten, 1798. St. 52.

„Aber, wird man sagen, auch der Dichter hat ein Ideal der Schönheit; ja warum sollte es nicht jeder feinorganisirte Mensch, jede feinorganisirte Nation in sich haben?“ — Warum nicht? wenn es erweckt, geläutert, ausgebildet worden; dieß hängt aber von mancherley Umständen ab. Wo Wollust die Weckerin ist, wird die Idee des Schönen weiblicher Gestalt sich selten rein ausbilden; sogar die fremdesten Reize können als wesentliche Bestandtheile in ihr Bild aufgenommen werden; Nasenringe, z. B. Schminke an Augenlidern, Wangen, Fingern u. dgl. Das gemeine, oft eigensinnige Costume des Landes wird vom Liebhaber, wenn er ein Dichter ist, mit Begeisterung genannt und gepriesen. Oder er hält sich an die schmachtenden Augen, an solche und solche Theile des Körpers nach Dichtersitte und nach Landesgebrauch.

Bei den Morgenländern, aus denen unser Vf. Beschreibungen und Bilder sammlet, (Ebräer, Araber, Perser,) finden sich gewisse Umstände, die die Idee des Schönen eben nicht zum Ideal gedeihen lassen; wären es auch keine andre, als diese:

Erstlich. Die frühe Blüthe des weiblichen Alters. Sie macht das Kind zur Braut, und die frühverblühte zur Alten.

Zweitens. Die tiefere Unterordnung des weiblichen unter das männliche Geschlecht. Sie macht das Weib zum Zweck der Begierde, oder zum Zeitvertreib des Mannes; da sie aber, zumal in der Abgeschlossenheit eines Harems, ihm größtentheils

die feinere sittlich = geistige Bildung entziehet, die nach unserm Begriff die Seele der Schönheit, die moralische Grazie ist; so müssen von dieser Seite selbst die entzücktesten Beschreibungen körperlicher Schönheit eben so wollusttrunken als an geistigem Reiz leer seyn. Geläugnet wird damit nicht, daß sich auch von diesem treffliche Züge in den Morgenländern finden; gemeiniglich sind sie um so bezaubernder, je feltner und unerwarteter sie erscheinen.

Endlich. Die bilderreiche Sprache dieser Morgenländer, (der Ebräer, Araber, Perser,) je kühner sie die Schönheit mahlt, desto unbestimmter und fremder muß sie oft, wenigstens für uns werden. Die Gazellenaugen sind für uns, die wir keine Gazellen sahen, ohne das Anziehende, das sie dort haben mögen; viele andre weit kühnere Vergleichen ungemeldet. Für uns verschwindet dieß Ideal in der Nacht rabenschwarzer Haare, im Glanz schneeweiser Sandhügel, mit Rosen bekränzet, oder im Schmuck blinkender Edelgesteine und Perlen.

Sehr unterhaltend wäre es gewesen, wenn der Verf. diese Umstände in ihren Ursachen und Folgen näher beäuget, und in dem großen Haufen angenehmer Beschreibungen und Bilder, Lebensarten, Zeitalter, Völker, Sprachen gesondert hätte. In Hirtenzeiten der Ebräer schilderte man die Schönheit nicht, wie sie der Araber und Perser unter den Kalifen schilderte; die Indier hätten ganz für sich betrachtet werden sollen, und Ossians Gazellen scheinen gar nicht hieher zu gehören. Wenige

Bilder und Gleichnisse ausgenommen, die Völkern auf dieser Stufe der Kultur unter allen Himmelsstrichen gemein sind, hat der Galische Dichter ein vom Morgenländer sehr verschiedenes Ideal der Schönheit. Hier hat also der Verf. seinem Leser viel Anlaß gegeben oder nachgelassen, sich manches morgenländische Sonderbare selbst zu erklären, und auf der reichen Au die Blumen selbst zu sondern, zu ordnen.

Der zweyte Theil des Buchs (S. 175. bis zu Ende) wird manchen Lesern noch willkommener seyn; er enthält Notizen und Auszüge aus verschiedenen morgenländischen Sammlungen, z. B. eine Notiz vom Inhalt der sechs ersten von A. Schultens herausgegebenen Consessibus Hariri, Sentenzen aus denen von Erpenius, Schultens u. a. gelieferten Sammlungen arabischer Lehrsprüche, allgemeine Betrachtungen über die sieben, im Tempel zu Mekka aufgehängenen Gedichte, sogar einige Nachrichten von dem durch Champion englisch versificirten Ferdosi, von W. Jones neun asiatischen Gedichten, (die in Altenburg nachgedruckt sind,) und seinen Essays darüber, von Sullivan's auserlesenen Fabeln des Sadi, von einem indischen Roman the loves of Camarupa and Camalata, englisch übersezt durch Franklin, von Cardonne melanges de Literature Orientale u. f. — So gut dieß alles für den, der diese Uebersetzungen nicht kennet, seyn mag; so sind doch die daraus gemachten Auszüge meistens unvollständig, als daß sie auch als zureichende Nachricht dienen könnten. Besser hätte der Verf. gethan, wenn er einige, im Deut-

schen noch nicht erschienene, Uebersetzungen, z. B. der Moallakah's, des Samarupa u. f., wenn auch nur aus dem Englischen, Deutsch gegeben hätte. Er war aber von diesen Büchern selbst entfernt, und nutzte bloß seine in Göttingen gemachte Auszüge. — Gnug, diese Colлектaneen sind Blüthen: den Blüthen, hoffen wir, werden Früchte folgen.

Eine gute Nachricht giebt der Verf. S. 176. „Hr. Prof. Berg in Duisburg, unstreitig einer unsrer gründlichsten orientalischen Philologen besitzt in seiner ungewöhnlich starken und auserlesenen Bibliothek, außer einem seltenen Schatz von mehr als 60 arabischen, vielen persischen und andern orientalischen Manuscripten auch alle 50 Confessus Hariri.“ Möchte es dem gelehrten Philologen gefallen, diese Schätze, da, wo Albert Schulzens die Arbeit liegen ließ, der Welt mitzutheilen! Die Mühe, die er nach dem Bericht unsers Verfassers auf den Goliath verwandt hat, muß ihn vor andern in den Stand setzen, wie Eichhorn es in den Monumentis war, ein Fortsetzer des verdienstreichen, unsterblichen Albert Schulzens zu werden.

10.

Maximum s. Archimetria. Εκ παντων εν
και εξ ενος παντα. Berlin. 1799. *)

Ohne Vorrede und Druckort ist dieß merkwürdige Buch am Ende vorigen Jahrs erschienen; einige Blätter haben es deutsch angekündigt unter der Aufschrift:

Die Gelehrtenwelt. Sapere aude. N. 1.
in denen außer der Ankündigung eine Uebersicht des Werks gegeben und mit einem Programm zum neuen Jahrhundert der Schluß gemacht wurde. Dieß Programm handelte vom Heidenthum der Gelehrten.

So sonderbar manchem diese Titel klingen mögen, so ist doch die Idee des Werks, so wie sein ganzer Bau, sehr einfach. Abstracte Ideen nemlich sind dem Verfasser minima, das Kleinste, das man von der Sache weiß, Schemen; die Sache selbst kennen, ist das Maximum unsrer Erkenntniß. Da-

*) Von dem 1806 oder 1807 verstorbenen Hrn. Professor Thorild zu Greifswalde.

zwischen giebt es Stufen; also ein Maas; dies Maas bestimmt das „tantum, Soviel weiß, Soviel erkenne ich, Soviel kann und soll ich thun.“ Dieß Soviel ist das Ur- und Erzmaas, der Archimeter unsres Verstandes und Willens, unsrer Handlungen und Kräfte; mittelst seiner ordnen sich Wissenschaften, Künste, Einrichtungen unsres Geschlechts; mittelst seiner entsteht auf der höchsten Stufe eine Panharmonie, eine All-Einstimmung des Universums, die den Sinnen, dem Verstande, dem Willen der höchste Genuß und Lohn ist. Ohne dieß Maas der Dinge schweben wir in Nacht und Dunkel, dichten Träumen, schwärzen, rasen, betäuben uns selbst und die Welt, machen uns und andere unglücklich.

Man siehet, daß in seinen Grundzügen dies System das älteste, ja eben die Wahrheit ist, die durch Mißgriffe und Träume dieß- und jenseits oft traurig genug erprobt worden. Protagoras schon nannte den Menschen das Maas des Universums; außer uns haben wir kein anderes, uns denkbar. Mit diesem Maase sind wir aber auch reich versehen; das Universum stimmt zu uns; wir stimmen zum Universum. Und was wir in ihm zu empfinden, zu thun, zu leisten haben, ist von der Natur, mittelst unsrer Natur, wo diese recht angewandt wird, so bestimmt, daß wir fast nicht fehlen können, indem uns nur die Vernachlässigung des Soviels, tantum! irre macht, und zu Thorheiten oder Tollheiten verleitet. Eine genaue Bemerkung dessen, „wie viel weißt du? wie viel kannst, darfst, mußt du wissen, haben und anwenden, um Dieß zu thun,

um Jenes zu seyn oder zu erreichen? ist der alte Sokratische Unterricht, den nach Jahrhunderten Bacco auf die gesammten Wissenschaften anwandte, den im Einzelnen und stillen jeder bescheidene Liebhaber der Natur befolgte, dem aber desto lauter der ganze Schwarm tönender Worthelden, überspannter Enthusiasten und Bilderkrämer, endlich sämtlicher Transcendentalisten in Abstractionen, Wünschen und Leidenschaften entgegentrat. Worinn kann menschliche Bildung bestehen? worauf muß sie nothwendig zurückkommen? Auf Maas. Auf ihm beruhen alle Geseze der Natur, so wie alle unsre klaren und richtigen Begriffe, unsre Empfindungen des Schönen und Edeln, die Anwendung unsrer Kräfte zum Guten, unsre Seligkeit, unser Genuß. Maas allein ziehet und erzieht uns; Maas macht, erhält und bildet die Schöpfung. (ΚΟΣΜΕΙ ΚΟΣΜΟΥ.)

Wie der Verf. dieß alles, den gefundenen Archemeter bestimmt und angewandt habe, muß man bey ihm selbst, in seinem originellen Werk lesen. Dieß ist ein fortgehendes Gespräch, in welchem der Fragende kurz fragt, der Antwortende desto reicher antwortet. Kraft und Geist, Begeisterung sogar, wehen und weben vom Anfang des Buchs bis zum Ende, treffend auch in der Wahl der Worte, im Bau der Perioden. Ungewöhnlich (zumal in unsrer Zeit) steht unserm philosophischen Meßkünstler die kräftige lateinische Sprache zu Gebot; die Glocke hallet und schlägt dieß- und jenseit kühn, prächtig, oft gewaltig.

Sehr zu wünschen ist also die versprochene Ue-

bersehung dieses Buchs; nicht etwa blos, weil wenige Latein lesen, und manche, für die es geschrieben ist, gewiß nicht so weit sind, dieß Latein zu verstehen; sondern der Sache selbst wegen. Soll im Deutschen die Schrift so treffend werden, wie sie im Lateinischen klingt, so müssen nothwendig eben so scharfzeichnende Ausdrücke gleichsam das Siegel ihrer innern Wahrheit mit sich führen. Eben diese Verpflanzung würde bewähren, daß nicht etwa nur im Lateinischen, sondern in jeder Sprache dieß System Wahrheit sey, weil der innere Sinn der Bezeichner und Ausleger aller menschlichen Empfindungen, Beschlüsse und Gedanken, ihm so ganz, so innig zuspricht. Daß der Verf. ein dergleichen Sinn- und Sprachwerk leisten könne, zeigen die vorgenannten deutschen Aufsätze, in denen eben derselbe mächtige *Eudæmon* spricht, wie im Lateinischen. Eine deutsche Uebersetzung fixirte und sicherte also den Geist dieses Werks, das Urmaas menschlicher Gedanken, auch unsrer Sprache.

Aber *Qu'en dira-t-on?* Was wird zu diesem Werk die Schule sagen? Wahrscheinlich wird sie es großmüthig als ein minimum verachten, oder als ein maximum des Unverstandes und der Mißdeutung, voll gefährlicher Sätze und Meynungen lästern. Je unverschämter und geistloser dieß geschieht, desto besser! Nur daß sich der Verf. von der deutschen Ausgabe seines Werks weder durch Schimpfsreden noch durch innere Schwierigkeiten abschrecken lasse! Sie muß ein Probiertestein seiner Sätze, sie kann und wird im Wesentlichen und Meisten (in *maximo*) sein Siegeskranz werden.

Eben dieser deutschen Bearbeitung wegen äußern wir einige Wünsche

1) So wahr es ist, daß das tantum Soviel einzig die richtige mathematische Erkenntniß und Anwendung einer Sache giebt: so hat der Verf. gegen das tale, ita est, gegen das So, Dieß ist u. f. in manchen Stellen (scheinet es) zu hart geschrieben: Nicht nur ist, wie er's selbst mit großer Energie in's Licht setzt, ohne Datum kein Quantum, ohne was Meßbares kein Messen, ohne Materie keine Form möglich: sondern da diese Form den Dingen der Natur, wie unserm Verstande wesentlich ist, so möchte Bacon's Weg: „was ist da? was giebt's?“ erst strenge zu verfolgen seyn, ehe man an das Gefundene oder Empfundene Maas legen und fragen kann: „wie viel giebt's? wie viel muß es geben?“ Dieß Maas ist immer doch nur eine Bezeichnung, die auch fruchtlos werden kann und muß, wenn sie in das zu Subtile gehet, und sich vom Bemerkbaren losreißt. Maas ist nichts als Maas; was soll ich mit Elle, Meße, Zahl und Waage, wenn ich nichts zu messen, zu zählen, zu wägen habe? Dieß Was? und Wie? zu erforschen, gehört nicht der Phantasie, sondern der Empfindung und dem prüfenden Verstande, so wie im Praktischen dem Gewissen zu; das Wieviel ist nur eine schärfere Prüfung. Um Mißverständnissen zuvor zu kommen, (denn im Grunde behauptet der Verfasser dasselbe, indem er unter seinem Quanto das Quid und Quale, Organisation, Form u. f. mit begreift,) müßte hie und da mehr Gewicht auf die treue Erkenntniß des Was? und

Wie? gelegt, mithin diese, wenn gleich verworren, gegebene Data nicht bloß in ihrer Verwirrung, als Traum der Phantasie, sondern als das, was sie sind, wesentliche Substrate des Quanti, mit gleicher Aufmerksamkeit, wie das Quantum selbst, behandelt werden. Ein kleines Poco di più e poco di meno zerstört auch hier das Maas der Haltung. Wer zählen will, ehe er hat und ganz hat, was soll er zählen?

2) Gegen den Mißbrauch der Phantasie hat die Archimetrie, wie billig, scharf gesprochen, und in Hirngespinnsten sowohl als in Kunstlarven und phantastischen Bestrebungen die Gräuel ihrer Wirkungen gezeigt; um indessen auch hier dem Mißverstände vorzubeugen, wäre dem rechten unentbehrlichen Gebrauch der Phantasie auch das Wort zu reden. Ohne sie nemlich, ohne das wunderbare Vermögen in uns, das allenthalben ein Eins constituiret, ist kein Quantum, so wie kein reines Quid und Quale denkbar. Von der ersten sinnlichen Empfindung an begleitet uns Phantasie bis zur hellesten Anschauung der Sache als Sache, als eines Eins, eines Ganzen. Alle ihre Hülfsmittel, Aehnlichkeit, Gleichung u. f. sind unentbehrliche Werkzeuge zu Erforschung, zu Berichtigung, zu Findung der Wahrheit. Das Maximum und Minimum unserer Erkenntniß sind Punkte einer Curve mit abnehmenden oder wachsenden Größen zu beiden Seiten, nicht etwa der oberste und unterste Punkt einer geraden Linie. Die träumende, schwärmende, rasende Phantasie werde verbannt; nicht aber die, die ein Ganzes bil-

det,

det, und in seinen Theilen constituiret. Auch diese Archimetrie hat sie geschaffen; sie belebt jeden Erfinder.

3) Daß in der deutschen Uebersetzung manche Wiederholungen wegfallen, manche heftige Stellen milder erscheinen werden, folgt von selbst. In Einer Sprache spricht sich aus, was sich in einer andern nicht sagen läßt; in einer todten, was eine lebendige schon durch sich untersaget. Die lateinische ist eine Sprache der kühnen Freyheit; die deutsche begnügt sich mit kräftigem Nachdruck. Im Latein reizt der glückliche Ausdruck selbst zur Kühnheit; der kältere Deutsche behilft sich, zumal in der Philosophie, die es auf eine *instauratio magna scientiarum*, auf eine neue Anrichtung des ganzen Gebäudes der Wissenschaften anlegt, mit architektonischer Genauigkeit, Stärke und Schönheit. Bey einer Schrift, die vom Maas, vom Urmaas handelt, gilt auch das Maas des Affekts im Ausdruck, das tantum.

Hätte die kritische Philosophie nur dieß Buch veranlaßt, so müßten wir ihr Dank wissen; mit der Zeit werden wir ihr noch manches andre Gute danken. Ziehe den Einen Arm der Waage mit Gewalt nieder; der Andre fliegt um so höher aufwärts.

Noch muß von diesem Buch bemerkt werden, daß es nicht bloß aus dem Kopf, sondern auch aus Brust und Herz geschrieben sey; es erfaßt und wägt die Sache der Menschheit. Daher sein Feuer Herders Werke z. Phil. u. Gesch. XIII. 3f. *Nachlese.*

seine Wärme, oft seine Glut. Es vereinigt Geist mit Kraft, Wissenschaft- und Sprachkenntniß mit Völker- und Weltkenntniß, Güte des Herzens mit Muth. Sein Wahlspruch ist: Sapere aude.

II.

G. S. Steinbart's System der reinen Philosophie, oder Glückseligkeitslehre des Christenthums. Züllichau. 1778. vermehrt 1780. 8.

Steinbart's System der reinen Philosophie — (er hat's Glückseligkeitslehre des Christenthums nennen wollen) — ist, wie mich dünkt, seinem philosophischen Theil nach, ein schätzbares Buch, das Manche wohl nicht schreiben könnten, die es verachten. Ein sehr klarer Blick auf die Dinge, die er vor sich nimmt, eine bündige Kette von Bemerkungen und Schlüssen, eine gewisse Freyheit des Geistes und Leichtigkeit des Stils unterscheiden den Schriftsteller sehr: daher er auch so ausgebreitet gelesen und gelobt worden. Das Principium seiner Moral, freie, kindliche Liebe zu Gott, unserm Vater! ist unwidersprechlich nicht nur für die Vernunft das Edelste; sondern auch so sehr aus der Lehre und dem Sinn Christi.

Noch auffallender hat der Verfasser dies alles gemacht, da er seine natürliche, kindliche, freie Moral den drückenden, engen Grundsätzen der Schule entgegensetzt, in der er, nach seinem Vorbericht, erzogen worden, und aus welcher er sich zu dieser freien, lichten Gottesansicht, wie er sagt, nicht ohne Mühe hervorgearbeitet. So weit ist, dünkt mich, das Buch unwidersprechlich schön und brauchbar. Nun aber wundert es mich, warum der Verf. nicht, ohne sich weitem Anstoß zu suchen und herzuholen, sein Gebäude auf die freie lichte Höhe, die er erstiegen zu haben glaubt, frei aufführt? warum er immer in die Tiefe des Nebelthals, wie es ihm dünkt, vom Athanasisch-Augustinisch-Anselmischen System zurückblickt, und dieß nicht an dem ruhigen Orte läßt, wo ihm so wohl ist? Die meisten dieser Lehren sind, nahe betrachtet, wirklich nicht das, wofür sie der Verfasser ansieht; wenigstens sind sie's nicht im Vortrage besserer, ältern und neuen Theologen und gewiß nicht im Munde der Schrift, die uns endlich der erste Theolog seyn muß. Auch nach der Geschichte sind die Dogmata nicht so gestanden, wie sie der Autor vorstellt; und den besten Gesichtspunct zur Anwendung hat er ihnen nicht gegeben. Vom Alten Testament hält der Verf. so wenig, daß manche Ausdrücke darüber ärgerlich sind, selbst wenn er dasselbe auch nur als zubereitende Geschichte zur Erscheinung Christi betrachten wollte. Auch als solches verdient es studirt zu werden: denn Christus studirte es, und in jeder weltlichen Wissenschaft hält man die genesische Geschichte, die zu- und vorbereitenden

Schritte zum System für den wahren Kern der Entdeckungen, für die bildendste, lehrreichste Lektüre. Im Schimmer der Morgenröthe und bey jedem Schritt der steigenden Sonne giebt's Regungen und Schönheiten der Natur, die bey der höchsten Mittagshöhe nicht sind; durch jene muß das Auge auf diese vorbereitet und fortgeführt werden. Warum, warum ließ uns Gott diesen ganzen Gang einer lebendigen Geschichte? etwa, weil sie unnütz war? und sollte sie unnütz seyn, weil dieser und jener sie nicht benutzen mag, und dessen nicht werth findet? Bezieht sich nicht alle Folge auf die Vorzeit, so wie die Vorzeit auf die Folge und alle Theile eines Gebäudes auf einander? und sollte man die Gestalt, selbst den Zweck Christi recht sehen können, wenn alle Anstalten und Zubereitungen auf ihn in den Schatten gedrängt würden? — Auch des Verf. Classification der Documente des Christenthums mache niemand irre: sie sind nicht so verschieden, als er sie angiebt. Diese und andere Aeußerungen der Art gehörten alle zu seinem eigentlichen Zwecke wenig. Da dieser eigentlich nur philosophische Moral seyn soll, warum stand diese nicht allein? warum mischte sie sich in die Geschichte und in ein System, das nur aus Geschichte besteht und auf ihr ruhet? Uebrigens schätze ich den Scharfsinn und Vortrag des Verf. sehr, so daß ich, was er versprochen hat, Unterrichts- und Lehrbücher in mehreren Wissenschaften (nur nicht theologischen Inhalts) von ihm wünsche. Nicht theologischen Inhalts: denn das eigentliche

System der Schrift hat, dünkt mich, das Buch nicht berührt, vielweniger umgestossen oder etwas an die Stelle gesetzt, was in Jenem nicht ursprünglicher, besser, kräftiger erschiene.

